

Sitzungsberichte

der

philosophisch - philologischen
und der
historischen Classe

der

k. b. Akademie der Wissenschaften

zu München.

Jahrgang 1894.

München

Verlag der K. Akademie

1895.

In Commission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth).

Philosophisch-philologische Classe.

Sitzung vom 7. Juli 1894.

Herr Carriere hielt einen Vortrag:

„Fichtes Geistesentwicklung in den Reden
über die Bestimmung des Gelehrten.“
Jena 1794, Erlangen 1805, Berlin 1811.

„Oeffentliche Vorträge sind freie Gaben eines akademischen Lehrers; und zum Geschenke gibt der nicht Unedle gern das Beste, was er zu geben vermag.“ So sagt Fichte selbst in der fünften Vorlesung, die er zu Erlangen 1805 über das Wesen des Gelehrten hielt. Seinen Eintritt in das Lehramt zu Jena eröffnete er mit ähnlichen Reden neben der Darstellung der Wissenschaftslehre 1794, und in Berlin 1811 sprach er an der neugegründeten Universität zum drittenmale in solchem Sinn. Wie er nach eigenem Bekenntniss den philosophischen Idealismus predigte, wie seine Lehre der Ausdruck seiner Persönlichkeit war, so drängte es ihn zugleich Einsicht und Charakter bildend zu wirken. Wir aber erkennen den Gang seiner eigenen Entwicklung in diesen Vorträgen, und ich will versuchen sie in diesem Sinne zu betrachten.

Man kann als Sinn und Ziel von Fichtes Denken dies bezeichnen, dass er das wahre Sein und Leben im Geiste, in der sich selbstbestimmenden Thätigkeit sah; in allem das

Walten des Vernunftwillens zu erkennen und diesen Vernunftwillen selbst zu verwirklichen war ihm die Aufgabe der Wissenschaft wie des Handelns; dies Princip suchte er auf mannigfache Weise darzustellen, davon keine ihm selbst völlig genügte; er hinterliess es uns zur Fortbildung im Erkennen und im Leben. Einen Ausdruck dafür fand er zunächst in Ich. Wenn wir den Satz $A = A$ als unmittelbar gewiss und denknothwendig aussprechen, so heisst dies zunächst doch nur: wenn A ist, so ist es gleich A; wenn wir aber sagen: Ich = Ich, so ist dadurch zugleich auch die Wirklichkeit, die Realität dieses Grundsatzes dargethan. Das Ich ist das Sichselbstsetzende, schöpferisch Hervorbringende; es ist nur, indem es sich als Ich bestimmt; im Selbstbewusstsein haben wir die Einheit von Denken und Sein, und nichts ist ausser dem Ich, alles ist nur in ihm und durch seine sich selbstbestimmende Thätigkeit. Aus jenem obersten Grundsatz folgt sofort der andere: Ich nicht gleich Nicht-Ich; und das Ich kommt zu seiner eigenen Bestimmtheit durch die Unterscheidung vom Nicht-Ich; so ergibt sich der dritte Satz: Das Ich setzt sich in ihm selbst ein Nicht-Ich dem Ich entgegen; und es erhält dadurch die Aufgabe: das Nicht-Ich erkennend in sich aufzunehmen und handelnd durch das Ich zu bilden, so die Identität herzustellen.

Ich möchte hier daran erinnern, wie da der Leibnizische Gedanke wiederkehrt: Nichts kommt von aussen in den Geist, alles wird durch ihn in ihm selber gebildet. Auch Kant hat daran angeknüpft, indem er darauf hinwies, wie der Geist dabei nach ihm innewohnenden Gesetzen verfährt. Mit Kant hält Fichte daran fest: Wir wissen unmittelbar nur von uns selbst, von unseren Empfindungen und Vorstellungen; die productive Einbildungskraft veranschaulicht sie in den Formen von Raum und Zeit, und gestaltet die Bilder der Dinge, die wir nach den Gesetzen unseres Denkens ordnen und begreifen, und so gewinnen wir eine in sich zusammen-

hängende Innenwelt. Die Intelligenz trägt diese in ihr selbst, und wenn wir zu ihrer Erklärung Dinge an sich, Realitäten ausser uns annehmen, so sind diese doch nur etwas von uns Gedachtes, Gedankendinge. All unser Erkennen ist Selbst-erkennen, denkend sind wir in uns beschlossen. Daran hielt Fichte fest, aber es fiel ihm nicht ein zu behaupten: nur Er, dies einzelne Ich sei das allein Seiende, in dem alles andere nur wie eine Blase aufsteige; jedoch nicht auf dem Wege der Intelligenz, sondern durch die Thatsache des sittlichen Wollens und Thuns suchte und fand er die Gewissheit einer Aussenwelt, zunächst lebendiger Geister ausser ihm, und dann einer Natur als des realisirten Materials der Pflichterfüllung. Weiter betonte er wohl: nicht unser einzelnes Ich, sondern die Ichheit sei sein Princip, das absolute Ich, das göttliche, das durch seine Selbstbestimmung alles in sich bestimmt, das sich selbst in die Fülle der Individuen unterscheidet. Das aber gibt gerade dem ersten Entwurf der Wissenschaftslehre das Schwierige, Dunkle und vielfach Gequälte, dass im Ich das göttliche und das menschliche nicht unterschieden werden. So sehr er einschärfte: nur wie unser Wissen möglich und wirklich sei, was dessen nothwendige Bedingungen seien, das erörterte die Wissenschaftslehre; der Schein blieb als ob das Ich die Welt eben schaffe, indem es ihre Erkenntniss in sich hervorбилde. Vom absoluten Ich gilt es, dass es durch productive Einbildungskraft alles aus ihm und in ihm gestaltet; das endliche Ich hat eine Welt ausser ihm und ist in seinen Empfindungen wie in seinem Wirken durch sie mitbedingt. Sehr richtig aber hat Fichte wiederum erkannt, dass wir erst zum Selbstbewusstsein kommen, indem wir Empfindungen und Anschauungen in uns vorbewusst bilden und uns als Träger und hervorbringende Macht von ihnen unterscheiden; da sie unbewusst, vorbewusst von uns hervorgebracht werden, so erscheinen sie uns als etwas Gegebenes, Objectives, uns Bedingendes, während sie

doch ein von uns Gebildetes sind; ohne Subject kein Object. Das Object ist für Fichte als das durch das Subject Gesetzte nun das Todte im Gegensatz zum Lebendigen, das Gemachte im Unterschied vom Schaffenden. Und im Drang das Lebendige nicht aus dem Todten hervorgehen zu lassen setzte er die Thätigkeit, das Ich als solches, als das Erste, das Sein, das eigne, Erschaffende. Das Ich bringt allerdings als Ich sich selbst hervor, es ist der Erzeuger seiner Geistigkeit; aber um dies zu können muss es real sein, es muss ein Wesenkern sein, der zu sich selbst kommt, im Selbstbewusstsein seiner inne wird; in unsere Geistigkeit setzen wir uns ein, unser Selbstbewusstsein ist unsere That, aber dazu müssen wir sein, real sein. Das hat Fichte später erkannt; jetzt, im Anfang seines Philosophirens, ist ihm die ideale Thätigkeit, durch welche das Ich sein Selbstbewusstsein hervorbringt, der Grund alles Seins; jetzt ist ihm das individuelle Ich der Ausgangspunct, das Seiende, das seine Welt und seinen Gott in sich trägt; später erfasst er in Gott den Quell aller Realität, und die endliche Persönlichkeit wird nun zum Bilde, zur Erscheinungsform des ewigen Wesens.

In der ersten Vorlesung behandelte Fichte die Bestimmung des Menschen an sich, die zu erklären die Aufgabe der ganzen Philosophie sei; indem er auf das gesunde Gefühl seiner Zuhörer baut, stellt er den Satz des Idealismus auf: „So gewiss der Mensch Vernunft hat, ist er sein eigener Zweck; das heisst: er ist nicht weil etwas anderes sein soll, sondern er ist schlechthin weil Er sein soll; er ist weil er ist. Dieser Charakter des absoluten Seins, des Seins um seiner selbst willen, ist seine Bestimmung.“ Der Mensch ist Ich; so soll er sich selbst bestimmen und nie durch etwas Fremdes sich bestimmen lassen; er soll sein was er ist, weil er es sein will und wollen soll. Er soll übereinstimmen mit sich selbst; diese Identität, diese Einigkeit ist die Form des reinen Ich; „nicht etwa blos der Wille soll stets einig mit sich

selbst sein, sondern alle Kräfte des Menschen, welche an sich nur Eine Kraft sind und blos in ihrer Anwendung auf verschiedene Gegenstände unterschieden werden — sie alle sollen zu vollkommener Identität übereinstimmen und unter sich zusammenstimmen.“

Aber der Mensch ist nicht blos reine Geistigkeit und Vernunft, er ist auch etwas, er ist dies im Unterschied von anderen, er ist es, insofern auch etwas ausser ihm ist, insofern ein Nicht-Ich ist, und dies wirkt ein auf seine leidende Fähigkeit, auf seine Sinnlichkeit; er ist auch ein sinnliches Wesen, aber dadurch soll seine Vernunft nicht aufgehoben werden, vielmehr soll er alles was er ist auf seine Vernunft beziehen, er soll alles was er ist darum sein, weil er ein Ich ist. Seine eigene Natur wie die Natur ausser ihm vernünftig zu gestalten ist nun seine Aufgabe, und in der Geschicklichkeit dazu besteht die Cultur. Nur so ergibt sich die vollkommene Uebereinstimmung des Menschen mit sich selbst, und die Uebereinstimmung der Dinge ausser ihm mit seinen nothwendigen praktischen Begriffen — den Begriffen, welche bestimmen was die Dinge sein sollen — ist des Menschen höchstes Ziel. Kant hat es das höchste Gut genannt. Die Uebereinstimmung mit sich selbst ist Güte, die Uebereinstimmung der Dinge mit unserem Willen ist Glückseligkeit; nur das macht glücklich was gut ist. Alles Vernunftlose sich unterwerfen, frei und nach seinem eigenen Gesetz es beherrschen, ist letzter Endzweck des Menschen, der ewig unerreicht bleibt, so lange der Mensch Mensch und nicht Gott ist. Als vernünftiges, aber sinnlich endliches Wesen hat er das Streben nach Vollkommenheit, die Vervollkommnung ist seine Aufgabe. Dies zum beständigen Leitfaden des Lebens durch klare Einsicht für seine Hörer zu machen ist Fichtes Wille; so hofft er von der ihm zustimmenden Jugend aus auf immer weitere Kreise der Menschheit zu wirken und das gemeinsame Brüdergeschlecht empor

zu heben. Die Förderung der Cultur, die Erhöhung der Humanität ist für ihn das Ziel aller Wissenschaft.

Wie für Lessing nicht der Besitz der Wahrheit, sondern das unablässige Ringen nach ihr das Wünschenswertheste schien, so sieht Fichte hier noch mit Kant in dem Sollen des Pflichtgebots nicht das Erringen der Vollkommenheit, sondern das fortdauernde Streben nach ihr einbegriffen; das verbürgt beiden Denkern unsere Unsterblichkeit. Die That-handlung des Ich ist ihm das Seinsetzende, die Einigung aller Geister im Denken und Wollen des Richtigen würde das reine ewige Gottesreich bilden. „Alle Individuen sind in der Einen grossen Einheit des reinen Geistes eingeschlossen“ — das war das letzte Wort, mit dem er am Schluss der ersten Vorlesungen über die Wissenschaftslehre sich den Zuhörern empfahl; aber er nannte es den letzten Zweck und das unerreichbare Ideal, statt richtiger zu sagen: dass es im beständigen Process der Selbstverwirklichung besteht, ein stets sich steigerndes ist.

Die zweite Vorlesung ist der Bestimmung des Menschen in der Gesellschaft gewidmet.

Indem Fichte Winke und Weisungen für weiteres Nachdenken geben will, macht er einleitend darauf aufmerksam, wie so Manches, das der gewöhnlichen Ansicht selbstverständlich dünke, von der Philosophie erst ergründet werden müsse. So meint man wohl, dass es vernünftige Wesen ausser uns gebe aus der Erfahrung zu schöpfen; aber diese lehrt doch nur: dass die Vorstellung von vernünftigen Wesen ausser uns in unserem empirischen Bewusstsein enthalten sei; die Frage ist aber: ob dieser Vorstellung etwas ausser derselben entspreche, ob es vernünftige Wesen unabhängig von unserer Vorstellung gebe, und darüber kann die Erfahrung nichts ausmachen, so gewiss als sie Erfahrung, das heisst das System unserer Vorstellungen ist. Die Erfahrung kann lehren, dass uns Empfindungen gegeben sind ähnlich den

Wirkungen vernünftiger Ursachen; aber nimmermehr kann sie lehren, dass die Ursachen dieser Wirkungen als vernünftige Wesen an sich wirklich vorhanden sind. Wir tragen dergleichen Wesen erst in die Erfahrung hinein; wir sind es, die gewisse Erfahrungen aus dem Dasein vernünftiger Wesen ausser uns erklären. Aber mit welcher Befugniss erklären wir so? Die Giltigkeit dieser Befugniss muss erwiesen werden.

Es leuchtet ein, der Idealismus hat recht: wir wissen unmittelbar nur von uns selbst, von unseren Empfindungen und Vorstellungen, und erschliessen nach dem Causalgesetz in uns eine Welt ausser uns zur Erklärung der Vorgänge in unserem Bewusstsein. Aber von diesem, von der Intelligenz aus, können wir nie die Realität des Gedachten erweisen; nur der Beweis ist uns möglich: wie absurd, wie widerspruchsvoll es wäre, wenn der Einzelne behaupten wollte, dass alles andere nur in ihm vorhanden sei. Fichte selbst gab in der Sittenlehre und vornehmlich in dem prächtigen Werk über die Bestimmung des Menschen die Lösung von der Sittlichkeit aus. Eben so gewiss als unser Sein ist uns das Sittengesetz, ist das Gebot der Pflicht, und dies wäre undenkbar, unerfüllbar, wenn nicht vernünftige Wesen ausser uns mit uns wirklich wären; nur so wird die Liebe, wird die Gerechtigkeit wirklich. Es ist der Wille, es ist die praktische Vernunft, welche ergänzend zum Theoretischen herantreten. Vernünftige Wesen ausser uns sind wirklich, weil wir nur so unsere sittliche Bestimmung erreichen, das Gute verwirklichen können.

Auch hier verweist Fichte auf die praktischen Principien. Der höchste Trieb des Menschen ist Uebereinstimmung mit sich selbst, und diese bedingt auch die Uebereinstimmung alles andern mit unsern nothwendigen Begriffen; es soll etwas ihnen Entsprechendes, ein Gegenbild in der Welt gegeben sein. Den Begriff des vernünftigen Denkens

und Handelns will er in sich realisiren und ausser sich realisirt sehen; dazu gehört, dass vernünftige Wesen ausser ihm vorhanden seien. Diese kann er nicht erschaffen, aber er legt den Begriff derselben seinen Beobachtungen des Nicht-Ich zu Grunde. Wo er zweckmässige Thätigkeit sieht, schliesst er auf den vernünftigen Urheber; wo er freie Handlungen erkennt, die nur als aus einem Willen zu erklären sind, schliesst er auf vernünftige Wesen. Nun gehört es zu den Grundtrieben des Menschen in Gesellschaft, in Wechselwirkung mit seines gleichen zu leben, isolirt wäre er kein ganzer vollendeter Mensch.

Wechselwirkung durch Freiheit ist für Fichte der Begriff der Gesellschaft. Den Staat bezeichnet er als das Mittel zur Begründung einer vollkommenen Gesellschaft, wo statt der Stärke oder Schlaueit die Vernunft walte; er wiederholt sein bekanntes Wort: Zweck aller Regierung sei die Regierung überflüssig zu machen, — er wisse nicht in wie viel Myriaden Jahren das erreicht werde.

Jeder Mensch hat sein besonderes Ideal vom Menschen, nach dem er die anderen prüft, dem er sie ähnlich machen möchte. „In dem Ringen der Geister mit Geistern siegt stets derjenige, der der höhere bessere Mensch ist; so entsteht durch Gesellschaft Vervollkommnung der Gattung, und damit haben wir die Bestimmung der Gesellschaft als solcher gefunden. Wenn es scheint, als ob der höhere und bessere Mensch keinen Einfluss auf den niedern und ungebildeten habe, so täuscht uns hiebei theils unser Urtheil, da wir oft die Früchte auf der Stelle erwarten, ehe das Samenkorn keimen und sich entwickeln kann; theils kommt es daher, dass der Beste vielleicht um so viel Stufen höher steht, als der Ungebildete, sodass sie zu wenig Berührungspunkte mit einander gemein haben, zu wenig aufeinander wirken können. Aber im Ganzen siegt doch der Beste gewiss; — ein beruhigender Trost für den Freund der Menschen und der

Wahrheit, wenn er dem offenen Kriege des Lichts und der Finsterniss zusieht. Das Licht siegt endlich gewiss — die Zeit kann man freilich nicht bestimmen, aber es ist schon ein Unterpfand des Sieges, und des nahen Sieges, wenn die Finsterniss genöthigt ist sich in einen öffentlichen Kampf einzulassen. Sie liebt das Dunkel, sie hat schon verloren, wenn sie gezwungen ist an das Licht zu treten.“

Der Geselligkeitstrieb geht auf Wechselwirkung, auf gegenseitiges Geben und Nehmen, Leiden und Thun, nicht auf eine Thätigkeit wo der Andere sich blos leidend zu verhalten hätte; er geht nicht auf Subordination, sondern auf Coordination. Wer die vernünftigen Wesen ausser ihm nicht will frei sein lassen, der mag auf ihre Geschicklichkeit, nicht auf ihre Vernünftigkeit rechnen, der will sie wie geschickte Thiere beherrschen, in dem ist der höhere Trieb zu menschlicher Geselligkeit noch nicht erwacht, der steht nicht auf dem Standpunct der Freiheit, sondern der Sklaverei. „Rousseau sagt: Mancher hält sich für einen Herrn anderer, der doch mehr Sklave ist als sie; er hätte noch richtiger sagen können: Jeder, der sich für einen Herrn anderer hält, ist selbst ein Sklave. Ist er es auch nicht immer wirklich, so hat er doch sicher eine Sklavenseele, und vor dem ersten Stärkeren, der ihn unterjocht, wird er niederträchtig kriechen.“ Nur der ist frei, der alles um sich herum frei haben will. Der Mensch darf vernunftlose Dinge als Mittel für seine Zwecke gebrauchen, nicht aber vernünftige Wesen; auf diese darf er nicht wirken wie auf todte Materie oder Thiere; er muss auf ihre Freiheit rechnen. Er darf sie nicht einmal wider ihren Willen weise, tugendhaft oder glücklich machen, — was jeder ohnehin nur durch eigene Arbeit werden kann.

Weiter entwickelt Fichte aus dem Begriff der Uebereinstimmung mit sich selbst die positive Bestimmung des gesellschaftlichen Triebes: Gemeinschaftliche Vervollkommenung, Vervollkommenung unser selbst durch die frei benutzte Ein-

wirkung anderer auf uns, und Vervollkommnung anderer durch Rückwirkung auf sie als auf freie Wesen ist unsere Bestimmung in der Gesellschaft. Dazu bedürfen wir der Geschicklichkeit, die durch Cultur erworben und erhöht wird; einer Geschicklichkeit zu geben, oder auf andere als freie Wesen zu wirken, und einer Empfänglichkeit zu nehmen, oder aus den Wirkungen anderer auf uns den besten Gewinn zu ziehen. Selten ist Jemand so vollkommen, dass er nicht durch jeden andern von irgend einer Seite gefördert werden könnte. Der Redner schliesst diesen Vortrag: „Ich kenne wenig erhabnere Ideen, als die Idee dieses allgemeinen Einwirkens des ganzen Menschengeschlechtes auf sich selbst, dieses unaufhörlichen Lebens und Strebens, dieses eifrigen Wettstreits zu geben und zu nehmen, das Edelste was dem Menschen zu Theil werden kann, dieses allgemeine Eingreifen zahlloser Räder ineinander, deren gemeinsame Triebfeder die Freiheit ist, und die schöne Harmonie, die daraus entsteht. Wer du auch seist, so kann Jeder sagen, du, der du nur Menschenantlitz trägst, du bist doch ein Mitglied dieser grossen Gemeine; durch welche unzählige Mittelglieder die Wirkung auch fortgepflanzt werde, ich wirke darum doch auf dich, und du wirkst darum doch auf mich; keiner, der nur das Gepräge der Vernunft, sei es auch noch so roh ausgedrückt, auf seinem Gesichte trägt, ist vergebens für mich da. Aber ich kenne dich nicht, noch kennst du mich: — o so gewiss wir den gemeinsamen Ruf haben, gut zu sein und immer besser zu werden, so gewiss — und daure es Millionen und Billionen Jahre — was ist die Zeit? — so gewiss wird einst eine Zeit kommen, da ich auch dich in meinen Wirkungskreis mit fortreissen werde, da ich auch dir werde wohlthun und von dir Wohlthaten empfangen können, da auch an dein Herz das meinige durch das schönste Band des gegenseitigen freien Gebens und Nehmens geknüpft sein wird.“

Die dritte Vorlesung spricht von der Verschiedenheit der Stände in der Gesellschaft. Die Bestimmung des Menschen an sich und in der Gesellschaft ist entwickelt, welches ist die Bestimmung des Gelehrten in der Gesellschaft? Die Beantwortung dieser Frage setzt eine andere voraus: woher kommt die Verschiedenheit der Stände, woher die Ungleichheit der Menschen überhaupt? Man hat wohl von den Vortheilen gesprochen, welche die verschiedenen Stände bringen; die Frage aber geht auf ihre Rechtmässigkeit. Fichte sendet das Wort voraus: dass in der Natur kein Theil derselben dem andern vollkommen gleich sei; es ist das Princip der durchgehenden Individualisirung, des herrschenden Unterscheidens, das die Philosophie streng erweise. Ebenso erfährt jedes Wesen verschiedene Einwirkungen, was bei der besondern Fähigkeit der Menschen noch mehr Ungleichheit hervorbringe. Das Gesetz der völligen Uebereinstimmung von uns selbst fordre gleichmässige Entwicklung unserer Anlagen, und der gesellige Trieb tritt hier hilfreich ein, der Mittheilungstrieb, kraft dessen jeder den andern bietet, was er vorzüglich besitzt, und der Trieb das zu empfangen, was andere in sich vorzüglich ausgebildet haben. Die Natur hat jeden einseitig gebildet, die Vernunft führt zu einer Ausgleichung alles Besondern in der Gemeinsamkeit, sie sorgt dafür, dass das Individuum in der Gesellschaft eine vollständige harmonische Bildung empfangt; die Vorzüge der Einzelnen werden in der Gesellschaft Gemeingut zu freiem Gebrauch. Die Natur mag mit der Vernunft im Kampfe liegen, welche die äusseren Verhältnisse den praktischen Begriffen der Menschen gemäss zu machen strebt; dem Einzelnen mag das in einem besonderen Berührungspuncte gerathen, in andern misslingen, wo es anderen gelingt; die Gesellschaft steht mit vereinten Kräften für Einen Mann, der Sieg eines jeden kommt allen zu gut. So entsteht durch die physische Ungleichheit der Menschen eine neue Festigkeit;

das Band, das sie vereinigt, der Drang der Bedürfnisse und ihrer Befriedigung selbst schliesst sie zusammen, und so wird die Macht der Vernunft durch die Natur selbst verstärkt.

Das Gesetz sagt: bilde alle deine Anlagen vernünftig und gleichmässig aus, soweit du kannst, und unterwirf die Natur deinem Zwecke. Nun wird aber der Mensch in der Gesellschaft geboren; er findet die Natur nicht mehr roh, sondern mannigfach bearbeitet, und er findet Gruppen von Menschen beschäftigt sie in bestimmten Zweigen für den Gebrauch vernünftiger Wesen umzubilden. Er findet vieles gethan, was er ausserdem hätte selbst verrichten müssen, und nun wird es ihm zur Pflicht seine Schuld der Gesellschaft abzutragen, seinen Platz zu besetzen, um das Geschlecht, das so vieles für ihn gethan hat, seinerseits zu fördern. Er ergreift ein besonderes Fach, für dessen Bearbeitung seine Naturanlage und seine seitherige Bildung ihn geschickt macht. Und wenn er schon dem Gesellschaftstriebe des Mittheilens und Empfangens sich versagen konnte, so tritt nun in der Wahl des Standes seine Freiheit in ihr Recht. Kein Mensch darf zu einem Stande gezwungen oder von einem Stande ausgeschlossen werden. Jede einzelne Handlung oder Veranstaltung, die auf solchen Zwang ausgeht, ist unrechtmässig, abgesehen von der Unklugheit, weil Niemand die Talente des anderen vollkommen kennt und ein Glied dadurch für die Gesellschaft verloren gehen kann, dass es an einen falschen Platz gestellt wird. Aber der Zwang ist ungerecht, denn er setzt unsere Handlung in Widerspruch mit unserem praktischen Begriffe von ihr: wir wollten ein Glied der Gesellschaft und wir machen ein Werkzeug derselben; wir wollten einen freien Mitarbeiter an unserm grossen Plan und wir machen ein gezwungenes leidendes Instrument desselben; wir tödten den Menschen in ihm und vergehen uns dadurch zugleich an der Gesellschaft. Wir wählen einen bestimmten Stand um der Gesellschaft das zu erstatten, was

sie für uns gethan hat. Das ist unsere Pflicht. Keiner hat das Recht nur zu seinem Selbstgenuss zu arbeiten, sich vor den Mitmenschen zu verschliessen und seine Bildung ihnen unnütz zu machen; denn durch die Gesellschaft wird es ihm möglich sie zu erwerben, sie ist in gewissem Sinne ihr Product, ihr Eigenthum, dessen er die Gesellschaft dadurch beraubt, dass er ihr nicht nützen will. Er hat die Pflicht der Gesellschaft überhaupt nicht nur nützlich sein zu wollen, sondern auch nach bestem Wissen seine Bemühungen auf den letzten Zweck der Gesellschaft zu richten, — auf den: das Menschengeschlecht immer mehr zu veredeln, es immer freier vom Zwange der Natur, immer selbständiger zu machen; — so entsteht durch die Ungleichheit der Stände eine neue Gleichheit, nämlich ein gleichförmiger Fortgang der Cultur in allen Individuen. Wenn es nicht immer so ist, so sollen wir arbeiten, dass es so werde.

Im Lichte der entwickelten Idee erblicken wir eine Verbindung, in der keiner für sich arbeiten kann, ohne für alle zu arbeiten, oder für andere zu arbeiten, ohne es für sich selbst zu thun; der glückliche Fortgang Eines Mitgliedes ist glücklicher Fortgang für alle, der Verlust des Einen Verlust für alle: ein Anblick der schon durch die Harmonie, die wir im Allermannigfaltigsten erblicken, uns innigst wohlthut und unsern Geist mächtig emporhebt.

Aus der ruhigen Untersuchung erhebt sich Fichte wieder zu begeisterten Schlussworten:

Das Interesse steigt, wenn man einen Blick auf sich selbst thut und sich als Mitglied dieser grossen innigen Verbindung betrachtet. Das Gefühl unserer Würde und unserer Kraft steigt, wenn wir uns sagen: mein Dasein ist nicht vergebens und zwecklos; ich bin ein nothwendiges Glied der grossen Kette, die von der Entwicklung des ersten Menschen zum vollen Bewusstsein seiner Existenz bis in die Ewigkeit

hinausgeht; alles, was jemals gross und weise und edel unter den Menschen war, — diejenigen Wohlthäter des Menschengeschlechtes, deren Namen ich in der Weltgeschichte aufgezeichnet lese und die mehreren, deren Verdienste ohne ihren Namen vorhanden sind, — sie alle haben für mich gearbeitet, — ich bin in ihre Ernte gekommen; — ich betrete auf der Erde, die sie bewohnten, ihre segenverbreitenden Fussstapfen. Ich kann, sobald ich will, die erhabene Aufgabe, die sie sich aufgegeben hatten, ergreifen, unser gemeinsames Brudergeschlecht immer weiser und glücklicher zu machen; ich kann da fortbauen, wo sie aufhören mussten; ich kann den herrlichen Tempel, den sie unvollendet lassen mussten, seiner Vollendung näher bringen.“

„Aber ich werde aufhören müssen wie sie“ — dürfte sich Jemand sagen. — O es ist der erhabenste Gedanke unter allen: ich werde, wenn ich jene erhabene Aufgabe übernehme, nie vollendet haben; ich kann also, so gewiss die Uebernehmung meine Bestimmung ist, ich kann also nie aufhören zu wirken und mithin nie aufhören zu sein. Das was man Tod nennt kann mein Werk nicht abbrechen; denn mein Werk soll vollendet werden und es kann in keiner Zeit vollendet werden, mithin ist meinem Dasein keine Zeit bestimmt, — und ich bin ewig. Ich habe zugleich mit der Uebernehmung jener grossen Aufgabe die Ewigkeit an mich gerissen. Ich hebe mein Haupt kühn empor zu dem drohenden Felsengebirge und zu dem tobenden Wassersturz und zu den krachenden, in einem Feuermeer schwimmenden Wolken und sage: ich bin ewig und ich trotze eurer Macht. Brecht alle herab auf mich, und du Erde und du Himmel vermischt euch im wilden Tumulte, und ihr Elemente alle schäumt und tobet und zerrüttet im wilden Kampfe das letzte Sonnenstäubchen des Körpers, den ich mein nenne, — mein Wille allein mit seinem festen Plane soll kühn und kalt über den Trümmern des Weltalls schweben; denn ich

habe meine Bestimmung ergriffen und die ist dauernder als ihr; sie ist ewig und ich bin ewig wie sie.“

Indem Fichte sich in der vierten Vorlesung zur Bestimmung des Gelehrten wendet, fragt er: ob man ihn nicht des Eigendünkels zeihen werde, wenn er dieselbe als sehr ehrwürdig darstelle; indess die Wahrheit steht dem Philosophen höher als die Bescheidenheit, und er fügt hinzu: dass jeder Stand nothwendig ist, jeder unsere Achtung verdient, und dass nicht der Stand, sondern die würdige Behauptung desselben das Individuum ehrt, der Gelehrte aber am bescheidensten sein müsse, da er seinem Ideal gewöhnlich nur in weiter Ferne sich nähert. Hat die Entwicklung aller Anlagen der Menschen dahin geführt, dass jeder einem bestimmten Beruf sich widmet, hier für das Ganze förderlich wirkt und dafür die Früchte der Arbeit des andern mitgeniesst, so ergibt sich leicht, dass dies die Erkenntniss des Menschen fordert, dass in uns ein Trieb lebt zu wissen vornehmlich das was Noth thut. Die Kenntniss der Anlagen und Bedürfnisse wäre leer und unnütz ohne die Mittel sie zu entwickeln und zu befriedigen; und wiederum müssen wir wissen, auf welcher Stufe die Menschheit steht. Wenn auch der grosse Gang derselben sich philosophisch bestimmen lässt, die heutige Weltlage muss empirisch oder historisch erkannt werden, und da macht die philosophische und die historische Wissenschaft und ihre Verbindung das aus, was den Gelehrten bedingt; er ist es, der sein Leben der Erwerbung und Fortbildung dieser Erkenntnisse widmet. Für den Einzelnen tritt auch hier wieder Arbeitstheilung ein, wenn auch die Philosophie der empirischen Kenntnisse bedarf. Der Zweck des gemeinsamen Wissens ist die gleichförmige und fortschreitende Entwicklung der Menschheit, und demnach die Bestimmung des Gelehrten: oberste Aufsicht über den Fortgang des Menschengeschlechts im Allgemeinen und die stete Beförderung dieses Fortganges. Er hängt von der Ent-

wicklung der Wissenschaft ab, und wer diese hemmt, der will selber nicht weiser und besser werden und will darum auch die andern daran hindern. Doch alles kann die Menschheit entbehren und vieles kann man ihr rauben, ohne ihrer Würde zu nahe zu treten, nur nicht die Möglichkeit der Vervollkommnung. Die Wissenschaft selbst ist ein Zweig der menschlichen Bildung; der Gelehrte hat nicht bloß auf seinem Gebiete nach Erkenntniß zu streben, er hat auch über die Fortschritte der übrigen Menschen zu wachen, ihnen den Weg zu bahnen. Er ist für die Gesellschaft da, und ist darum verpflichtet, die gesellschaftlichen Talente, Empfänglichkeit und Mittheilungsfertigkeit vorzüglich auszubilden. Er soll lernen, was in seiner Wissenschaft vor ihm geleistet worden, er soll sich den Ansichten anderer nicht verschliessen. Er soll die Menschen zum Gefühl ihrer wahren Bedürfnisse bringen und sie mit den Mitteln der Befriedigung bekannt machen; er darf auf ihr Wahrheitsgefühl rechnen, aber er soll es läutern und entwickeln. Der Gelehrte ist der Lehrer des Menschengeschlechts. Er blickt von der Gegenwart in die Zukunft, deren hohes Ziel seinem Auge entgegen strahlt, er kann den Weg nicht überspringen, aber dafür sorgen, dass kein Stillstand eintritt. Er ist der Erzieher der Menschheit. Er wirkt auf freie Menschen durch moralische Mittel, ohne Zwang, ohne Täuschung. Sein Zweck ist der Zweck aller: die sittliche Veredlung des ganzen Menschen. Dazu muss er selber ein guter Mensch sein, nicht bloß durch Worte, sondern durch sein Beispiel wirken. Er soll das Salz der Erde sein; darum soll er der sittlich beste Mensch seines Zeitalters sein.

Welch glückliches Schicksal durch seinen Beruf selbst zu dem bestimmt zu sein, was man schon als Mensch thun müsste; zum Tagewerk seines Lebens eine Arbeit zu haben, zu der andere sich Zeit und Kraft absparen müssen um sie als süsse Erholung zu gewinnen! „Es ist ein stärkender,

seelenerhebender Gedanke, den Jeder unter Ihnen haben kann, welcher seiner Bestimmung werth ist: auch mir an meinem Theile ist die Cultur meines Zeitalters und das folgende Zeitalter anvertraut; auch aus meinen Arbeiten wird sich der Gang der künftigen Geschlechter, die Weltgeschichte der Nationen, die noch werden sollen, entwickeln. Ich bin dazu berufen, der Wahrheit Zeugniss zu geben; an meinem Leben und meinem Schicksale liegt nichts; an den Wirkungen meines Lebens liegt unendlich viel. Ich bin ein Priester der Wahrheit; ich bin in ihrem Solde; ich habe mich verbindlich gemacht alles für sie zu thun und zu wagen und zu leiden. Wenn ich um ihrer willen verfolgt werde, wenn ich in ihrem Dienste gar sterben sollte, — was thät' ich dann Sonderliches, was thät' ich dann weiter als was ich schlechthin thun müßte?“

Ficht weiss, dass ein nervenschwaches schlaffes Geschlecht von der Stärke solcher Empfindungen und ihres Ausdrucks wie von Schwärmerei sich abwendet; aber er weiss auch, dass er vor einer männlichen Jugend redet, an deren Kraft und Empfänglichkeit er sich wenden kann, um eine erhebende Sittenlehre den Seelen einzuflössen und einen feurigen Eifer für ihre grosse Bestimmung zu entzünden. Von dem Punkt aus, auf den die Vorsehung ihn gestellt, möchte er diese Gesinnung nach allen Richtungen hin verbreiten, so weit die deutsche Sprache reicht, und weiter, wenn er könnte, — damit wenn die hier vereinten Zuhörer sich nach allen Richtungen werden zerstreut haben, er an allen Enden Männer wüsste, deren Freundin die Wahrheit ist, die an ihr hängen im Leben und Tod, für sie einstehen, um so den schlaue versteckten Hass der Grossen, das fade Lächeln des Aberwitzes und den bemitleidenden Ausdruck des Kleinsinns freudig zu ertragen.

Eine fünfte Rede prüft Rousseau's Behauptung über den Einfluss der Wissenschaften auf das Wohl der Menschheit.

Wir setzten die Bestimmung der Menschheit in die gleichförmige Entwicklung ihrer Anlagen, in die Förderung der Cultur, und fanden den Beruf des Gelehrten darin, dass er über diesen Fortgang wacht. Dem ist Rousseau mit scheinbaren Gründen und hinreissender Beredtsamkeit entgegengetreten: ihm ist das Fortrücken der Cultur die einzige Ursache alles menschlichen Verderbens, nach ihm ist kein Heil für uns als in dem Naturzustande. Was Rousseau Wahres und Grosses hat, — und er gehört zu den grössten Männern des Jahrhunderts — gründet sich unmittelbar auf sein Gefühl. Aber da er sein Urtheil auf das unentwickelte Gefühl baut, so vermischt er Wahres und Falsches. Von seinem reinen Gefühl und seiner lebhaften Einbildungskraft geleitet entwarf er sich in der Einsamkeit ein Bild von der Welt und den Männern der Wissenschaft, wie sie sein sollten. Und er kam in die grosse Welt und sah Menschen ohne Ahnung des Gottesfunken in ihnen zur Erde gebeugt wie die Thiere im Dienst ihrer Sinnlichkeit; der Sinn für Recht und Unrecht schien verloren, die Weisheit ward in die Geschicklichkeit gesetzt den eigenen Vortheil zu erreichen, die Lüste zu befriedigen. Er sah diejenigen, welche die Lehrer und Erzieher der Nation sein sollten, herabgesunken zu gefälligen Sklaven ihres Verderbens, statt den Ton des Guten anzugeben, horchend auf den Ton der herrschenden Laster, bei ihren Untersuchungen nicht fragend: was ist wahr, was veredelt? sondern: was hört man gern? werde ich dadurch gewinnen, Geld, Ansehen, Frauengunst? Er sah das mitleidige Achselzucken über die Blödsinnigen, die den Geist der Zeit nicht verstanden, sah Talent und Kunst und Wissen vereinigt zu dem elenden Zweck das menschliche Verderben zu entschuldigen, und den durch Genüsse abgestumpften Nerven noch neue Ergötzungen zu bereiten. Das sah er und sein hochgespanntes und so getäuschte Gefühl empörte sich. Es war das Zeichen einer edlen Seele. Aber in der

Fülle der bittern Empfindungen sah er nur den Gegenstand, der sie erregte. Die Sinnlichkeit herrschte, die Cultur hatte durch sie ihre Entartungen, ihre Schäden; das solle nicht sein; da ist es besser die Sinnlichkeit wird gar nicht entwickelt: kehren wir zum Naturstande zurück!

Es ist wahr, in Rousseau's Naturzustande werden die Laster nicht herrschen, die ihn empören. Der Mensch wird essen, wenn ihn hungert, und wenn er satt ist, wird jeder ruhig vor ihm essen und trinken können was er begehrt. Da denkt Niemand der Zukunft, da wird das Laster aufgehoben, aber mit ihm auch die Tugend: es gibt keine Menschen mehr, sondern eine neue Thiergattung.

Was suchte Rousseau im Naturstande, nach dem er sich sehnte, den er anpries? Er fühlte sich selbst durch mannigfache Bedürfnisse aufgeregt und eingeschränkt; er war im Streben nach ihrer Befriedigung von der Bahn der Rechtschaffenheit und Tugend abgeführt worden; hätte er die Bedürfnisse nicht, und so mancher Schmerz über Nichtbefriedigung, so mancher noch bittere Schmerz über Befriedigung derselben durch Unehre wäre ihm erspart worden. Er sah wie andere ihn befeindeten, weil er der Befriedigung ihrer Bedürfnisse im Weg stand. Der Mensch ist nicht böse ohne Anreiz dazu. Lebte alles um ihn her im Naturstand, so würde er vor andern in Ruhe bleiben, in ihm selber ruhig sein. Darnach sehnte er sich. Und wozu wollte er diese ungestörte Ruhe anwenden? Doch wohl zu dem, was er auch jetzt that: zum Nachdenken über seine Bestimmung und seine Pflichten, um dadurch sich selbst und seine Mitmenschen zu veredeln. Wie hätte er dies im Zustande der Thierheit vermocht? Also er versetzte unvermerkt sich und die ganze Gesellschaft mit der ganzen Ausbildung, die sie nur durch das Herausschreiten aus dem Stande der Natur erhalten konnte, in denselben. Nicht in Absicht der geistigen Ausbildung, sondern nur um der Unabhängigkeit von den

Bedürfnissen der Sinnlichkeit willen wollte er die Menschen in den Naturstand versetzen. Fichte spricht hier einen Gedanken, den er sein Lebenlang festgehalten, zum erstenmal aus. Der stoische Zug seiner Natur, die Unabhängigkeit des Innern vom Aeussern wirkt mit seinem Glauben an Lebensvervollkommnung zusammen. Je mehr der Mensch seinem höchsten Ziele sich nähert, um so leichter wird es ihm seine sinnlichen Bedürfnisse zu befriedigen. Es wird ihm stets weniger Mühe und Sorge machen, sein Leben durch die Welt zu bringen. Er wird durch die Wissenschaft die Kräfte der Natur beherrschen lernen, der Boden wird fruchtbarer, selbst das Klima milder, die Erde freundlicher, die Arbeit leichter werden. Neue Entdeckungen und Erfindungen werden die Erzeugnisse des Bodens vervielfältigen, den Unterhalt ohne grosse Mühe und Sorge bieten. Und die Herrschaft der Vernunft lehrt den Menschen höhere Freuden kennen als die sinnlichen; er wird bereit sein das Beste mit Geschmack zu geniessen, wenn er es ohne Verletzung anderer Pflichten haben kann, und alles zu entbehren, was er nicht mit Ehren haben kann. „Vor uns also liegt, was Rousseau unter dem Namen des Naturstandes und die Dichter unter der Benennung des goldenen Zeitalters hinter uns setzen.“ Rousseau weiss, dass wir uns diesem Zustande nur durch Arbeit nähern können und sollen. Die Natur ist roh und wild und sollte es sein, damit der Mensch gezwungen würde aus dem Naturzustand herauszutreten und sie zu bearbeiten, damit er selbst aus einem blossen Naturproduct ein freies vernünftiges Wesen werde. Er bricht den Apfel der Erkenntniss, denn er hat den Trieb Gott gleich zu werden. Seine Bedürfnisse werden entwickelt und so entsteht der Kampf zwischen ihnen und der Trägheit; nicht das Bedürfniss ist der Quell des Lasters, denn es ist Antrieb zur Thätigkeit, zur Tugend; die Faulheit ist der Laster Quell. So viel als möglich zu geniessen und so wenig als möglich

zu thun — das ist das Verlangen der verdorbenen Natur, und die Laster suchen ihm zu genügen. Es ist kein Heil für den Menschen ehe nicht diese natürliche Trägheit mit Glück bekämpft ist, und ehe nicht der Mensch in der Thätigkeit und allein in der Thätigkeit seine Freuden und all seinen Genuss findet. Der Schmerz, der mit dem Gefühl des Bedürfnisses verbunden ist, soll uns zur Thätigkeit reizen. Auch der Schmerz, der uns beim Anblick des menschlichen Elendes befällt. Wer den bitteren Unwillen über die Verdorbenheit der Welt nicht fühlt, ist ein gemeiner Mensch. Wer ihn fühlt, der soll suchen sich dessen zu entledigen und seine Kraft zur Verbesserung in seiner Sphäre einzusetzen, — und er wird jedenfalls den Gewinn seiner Thätigkeit in sich selbst haben. Hier fehlte Rousseau. Er fühlte das Leiden; er hatte Energie mehr des Leidens als des Thuns; er unterschätzte die Kraft der Menschheit das Leid zu überwinden, sich zu helfen. Segen seinem Andenken! Er hat ein Feuer entzündet, das weiter brennt. Er selbst aber schwächte die Sinnlichkeit statt die Vernunft zu stärken, die er in der Ruhe, nicht im Kampf schilderte. Seine durch Leidenschaft irre geführten Liebenden in der Neuen Heloise werden tugendhaft, aber wir sehen nicht recht wie? Der allmähliche Sieg der mit der Leidenschaft ringenden Vernunft wird nicht geschildert.

Daran knüpft Fichte die Mahnung an seine Zuhörer: sie lernen durch die Philosophie wie die Menschen sein sollen, sie werden in der Welt die Menschen gar anders finden; das wird eine leidvolle Erfahrung werden. „Aber lassen Sie sich durch diesen Schmerz nicht überwinden, überwinden Sie ihn durch Thaten.“ Nicht zum Klagen, nicht zum Tadeln und Höhnen, zum Handeln sind wir da.

So spricht in diesen Vorträgen nicht blos der Denker, sondern der sittlich edle Mensch. Das Sittengesetz ist ihm das Ideal, und soll sich nicht nach den Umständen, sondern

die Umstände sollen sich nach ihm richten. Die Wissenschaftslehre hat den Willen als die innerste Wurzel des Ich erkannt, als das unmittelbar in uns Erlebte. Für unser Handeln setzen wir eine objective Welt voraus; sie ist, sagt Fichte, das versinnlichte Material unserer Pflicht. Eine freie Wechselwirkung freier Wesen ist die Bedingung zur Entwicklung des Selbstbewusstseins; der Mensch wird nur unter Menschen ein Mensch. Die eigene auf Handeln gerichtete Persönlichkeit führte Fichte dazu mit dem Naturrecht und der Sittenlehre die Wissenschaftslehre zu ergänzen, und da finden wir die Ideen weiter ausgeführt, die uns in den Vorlesungen mit erster Frische begegnen.

Von der Freiheit geht er aus: die Wechselbeziehung freier Wesen zu einander ist das Rechtsverhältniss. Jeder Mensch erkennt die Freiheit des andern an und wird von ihm als freies Wesen behandelt; jeder beschränkt seine Freiheit so, dass die Freiheit des andern möglich bleibt. Das geht auf Handlungen in der Sinnenwelt, nicht auf Gesinnungen wie das Sittengesetz, das den guten Willen fordert. Das Recht gilt auch ohne diesen, es geht auf Aeusserungen der Freiheit, und ist erzwingbar. Wer die andern nicht als freie Wesen behandelt, der verliert damit das Recht so behandelt zu werden; er wird gezwungen seine Handlungen zu beschränken. Das Gesetz ist der gemeinsame Wille der Vernunftwesen; sie vereinigen ihre Macht zur Herrschaft des Gesetzes gegen die Rechtswidrigkeit. Diese Vereinigung zur Rechtsicherung ist der Staat.

Der Staat ist nicht blos Rechtsordnung, Gesetzgebung, Rechtspflege, Verwaltung, er hat auch das Volkswohl im Auge. Die menschliche Arbeit als Erzeugung der Rohproducte durch Ackerbau und Viehzucht, die Verarbeitung durch Handwerk und Fabrik, der Umtausch durch Handel wird dargestellt. Die Sittenlehre fügt hinzu: jeder habe das Recht und die Pflicht sich einen Lebensberuf zu wählen.

Das Gute, die Verwirklichung der Vernunft durch die Freiheit, wird hier als Zweck der Welt erkannt. Der Endzweck aller ist der gleiche: Selbständigkeit, Freiheit, Vernünftigkeit. Jeder Einzelne ist Organ des Sittengesetzes, das als Weltzweck nur verwirklicht werden kann, wenn alle dasselbe wollen. Wollen aber alle dasselbe und stimmen sie überein im Denken des Vernünftigen, dann „fällt weg Kirche und Staat“, wiederholt Fichte auch in der Sittenlehre. Dann ist das Gottesreich verwirklicht. Noch nennt er dies ein unerreichbares Ideal. Aber auch jetzt soll jeder bei allem, was er thut, an alle denken.

Die sittliche Weltordnung war das Höchste für Fichte. Als ordnendes Princip, nicht als Einrichtung, sondern als Wille und Vernunft war sie ihm Gott. Das Ich ist das freithätige, von allem Aeussern Unabhängige, Sichselbstbestimmende, — so erleben wir es in uns; es ist unser wahres Selbst, Freiheit und Vernunft. Der Zweck der Welt ist die Verwirklichung des Guten. Sie setzt die Natur mit ihrer Gesetzlichkeit voraus als Bedingung und Grundlage, und so wird Gott als sittliche Weltordnung die einheitliche, Natur und Geist für einander bestimmende Macht. „Es ist gar nicht zweifelhaft, sondern das Gewisseste was es gibt, ja der Grund aller andern Gewissheit, das einzige absolut giltige Objective, dass es eine moralische Weltordnung gibt, dass jedem vernünftigen Individuum eine bestimmte Stelle in dieser Ordnung angewiesen und auf seine Arbeit gerechnet ist; dass jedes seiner Schicksale, insofern es nicht etwa durch sein eigenes Betragen verursacht ist, Resultat ist von diesem Plane, dass ohne ihn kein Haar fällt von seinem Haupte und kein Sperling vom Dache, dass jede wahrhaft gute Handlung gelingt, jede böse sicher misslingt, und dass denen, die nur das Gute recht lieben, alle Dinge zum Besten dienen.“ Ich brauche kaum zu erinnern: das Gute besteht in der Gesinnung, nicht im Erfolg. Die sittliche Weltordnung ist

der nun gewonnene nähere Begriff des Ich als des absoluten; wir erstehn und leben in ihm, das endliche Ich ist eingegliedert in die sittliche Weltordnung, und wir helfen sie verwirklichen „durch die Religion des freudigen Rechtthuns“. Sie ist das beständig sich selbst realisirende Ideal, das niemals fertig ist, sondern in freier Thätigkeit ewig wird.

Dass Fichte nun nicht neben die sittliche Weltordnung einen damit endlichen Gott als Urheber derselben stellte, zog ihm den Vorwurf des Atheismus zu und veranlasste seine Uebersiedelung nach Berlin. Das Martyrium für die sittliche Weltordnung, das er muthig auf sich nahm, führte ihn an die Stelle, wo er als Redner an die deutsche Nation zur Wiedergeburt derselben herrlich wirken und den Ruhm des Helden gewinnen konnte. Zugleich leitete das Erlebniss ihn dazu sich mit dem Wesen der Religion denkend zu beschäftigen, und dies brachte eine Klärung und Vertiefung seiner Ideen hervor, wie sie nun in dem herrlichen Werk über die Bestimmung des Menschen zur Darstellung kamen.

Fichte stellt den Realismus oder die Lehre von der Natur und ihrer Nothwendigkeit zunächst im Hinblick auf Spinoza dar. Alle Dinge stehen in unzerbrüchlichem Causalzusammenhange; der Mensch ist wirkende Kraft wie sie, Product des allgemeinen Weltlaufs. Da ist für Freiheit, für sittliche Selbstbestimmung kein Raum; und doch haben wir beide in unserem Selbstgefühl, doch fordert sie unsere Vernunft. Das Natursystem mag den Verstand befriedigen, aber die Stimme des Herzens lehnt sich dagegen auf, und so haben wir die Qual des Zweifels, die uns zum kritischen Idealismus treibt. Wir stellen uns auf uns selbst, wir wissen bloß von unsern Empfindungen und Vorstellungen, von unserer Innenwelt, und wenn wir Dinge als Gründe unserer Empfindungen voraussetzen, so sind dies nur von uns gedachte Gedankendinge. Und mein Selbst ist auch so mein Gedanke: wir haben keine Realität, weder in uns noch ausser uns. Es

gibt kein Dauerndes, nur einen rastlosen Wechsel. Ich weiss von keinem Sein. „Ich weiss überhaupt nicht und bin nicht. Bilder sind, sie sind das Einzige, was da ist und sie wissen von uns nach Art der Bilder: — Bilder die vorüberschweben, die durch Bilder von den Bildern zusammenhängen, Bilder ohne etwas in ihnen Abgebildetes, ohne Bedeutung und Zweck. Ich selbst bin eins dieser Bilder, ja ich bin selbst dies nicht, sondern nur ein verworrenes Bild von den Bildern. Alle Realität verwandelt sich in einen wunderbaren Traum ohne ein Leben, von welchem geträumt wird, und ohne einen Geist, dem da träumt, in einen Traum, der in einem Traum von sich selbst zusammenhängt. Das Anschauen ist der Traum, das Denken — die Quelle alles Seins, aller Realität, die ich mir einbilde, meines Seins, meiner Kraft, meiner Zwecke — ist ein Traum von jenem Traum.“

So schneidend bestimmt er nun selbst den Idealismus, den man ihm zuschrieb, den Solipsismus, zu dem wir kommen, wenn wir dem Causalgesetz nur eine Bedeutung für unsere Vorstellungen, nicht das Recht und die Macht gewähren über sie hinaus eine Realität der Aussenwelt zur Erklärung unserer Innenwelt anzunehmen, wenn wir nicht an dem lebendigen Selbstgefühl festhalten, dass wir die Träger, nicht das Product unserer Vorstellungen sind. Doch war für Fichte ursprünglich das Ich die sich selbst bestimmende, selbst setzende, alles in sich hervorbringende Thätigkeit. Er fährt nun fort: Wenn uns das Wissen keine Realität gewährt, so liegt nicht in ihm, sondern in unserem Wollen und Thun unsere Bestimmung. Ich bin als Ich Subject und Object in Einem, das Denkende und Gedachte zugleich. Ich entwerfe Begriffe um sie zu verwirklichen; sie sind Zwecke, die ich ausführen will, Vorbilder nicht Nachbilder des Hervorbringenden, und so bin ich reale Thatkraft, die ich denke, nicht erdenke. Aus der Gewissheit, dass ich handle, Zwecke verwirkliche, stammt die Ueberzeugung aller Realität. Sie

hängt nicht vom Verstand, sondern vom Willen ab. Die Realität wird geglaubt. Der Glaube drängt dem Sinnenmenschen mit der Geburt sich auf um die Sinnenwelt zu geniessen, der geistige Mensch glaubt an sie um das Gute hervorzubringen. In unserem Gewissen haben wir den Quell aller Gewissheit. Es ist gewiss, dass ich das Gute thun soll, und alles was nothwendige Bedingung hierfür ist, mein eigenes Leben, vernünftige Wesen ausser mir, die Sinnenwelt als die Sphäre meines Handelns.

Das Wohlsein der Menschen wäre auch auf dem Weg des Naturmechanismus möglich, das Reich des Geistes aber ist Sittlichkeit durch Freiheit. Wir leben zugleich in der Sinnen- und Vernunftwelt. Unsere That fällt in die Sinnenwelt, unser Wille wirkt in der übersinnlichen, wo nicht der Erfolg, sondern die Gesinnung gilt. Der gute Wille ist das Band beider Welten. Selbstthätige Vernunft ist Wille. Der Vernunftwille ist das herrschende Gesetz der höhern Welt, das geistige Band aller vernünftigen Wesen. Durch die Stimme des Gewissens gibt er sich mir kund und umfasst mich als eins seiner Glieder; durch seinen Gehorsam ergreife ich ihn und wirke in ihm, dem Lebensprincip der geistigen Welt. Am besten fasst ihn die kindliche Einfalt, nennt ihn Vater und ergibt sich ihm im Glauben, dass er alles wohl macht. Sein Reich sollen wir verwirklichen helfen, sein Weltplan führt uns durch Mangel zum Fleiss, durch die Uebel der Unordnung zur Rechtsordnung, durch die Drangsale des Kriegs zum Frieden. Gott ist das selige Leben selbst, der Wille, der sich in allem entfaltet; und so wird die Natur aus der todten lastenden Masse, die den Raum ausstopft, ein Strom von Leben und Wesen, so fühlen wir uns mit allen Wesen verwandt, und wie die Morgensonne in tausend Thautropfen sich spiegelt, strahlt uns das Ewige aus allem entgegen, der sich selbstbildende, darstellende Wille.

Die Vorträge, welche Fichte 1805 in dem damals preussischen Erlangen hielt, gab er 1806 wie eine neue und verbesserte Auflage der in Jena vor 12 Jahren veröffentlichten heraus. War in den Jenaer Vorlesungen das menschliche Ich im Vordergrund, so herrscht nun das göttliche. Und so beginnt er jetzt sogleich mit dem Satze: die gesammte Sinnenwelt und das menschliche Leben in ihr ist Offenbarung der göttlichen Idee. Das Leben Gottes ist in sich thätig, das Sein lebendig, ein Leben von sich, aus sich, durch sich. Es ist das wahrhaft und allein Seiende; es ist und bleibt rein in sich selbst und es äussert sich, stellt sich dar in der Welt. Die in sich geschlossene Einheit entfaltet sich in die Geisterwelt, in die endlichen Wesen, die an einander und in der Natur ihre Schranken haben, und im Flusse der Zeit soll das einheitliche Leben nun aus dem Streit sich mit Freiheit bilden, sollen die getrennten Individuen durch eigenen Willen zur Gleichheit der Gesinnung kommen. In der göttlichen Idee ist der Weltplan begründet, und die allgemeinen Gesetze des zeitlichen Lebens der Menschheit können wir daraus erkennen, aber nicht die besondern Ereignisse oder Zustände; denn das Sittengesetz ist nicht wie das Naturgesetz von zwingender Gewalt, sondern ein Gesetz der Freiheit, des sich selbst bestimmenden Thuns und Handelns der Lebendigen, das an den Willen sich richtet, und so ist vieles da, was nicht aus der Idee begriffen, sondern eben erfahren, erlebt sein will und nur auf dem Wege der Empirie in das Bewusstsein tritt. (In solchem Sinn hat Fichte die grossen Perioden geschichtlicher Entwicklung in den Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters aufgestellt, im Besondern aber der menschlichen Freiheit Rechnung getragen.) Das menschliche Leben ist in der göttlichen Idee begründet und der Mensch soll die göttliche Idee durch freie That in der Welt verwirklichen. „Die ursprüngliche göttliche Idee von einem bestimmten Standpuncte in der Zeit lässt grösstentheils sich

nicht eher angeben, als bis der von Gott begeisterte Mensch kommt und sie ausführt. Der Trieb des blos natürlichen Daseins geht auf das Beharren beim Alten, selbst wo die göttliche Idee sich mit ihm vereinigt, auf die Aufrechthaltung des bisherigen guten Zustandes und höchstens auf kleine Verbesserungen desselben; wo aber die göttliche Idee rein und ohne Beimischung des natürlichen Antriebs ein Leben gewinnt, da baut sie neue Welten auf, auf den Trümmern der alten.

„Alles Neue, Grosse und Schöne, was von Anbeginn der Welt an in die Welt gekommen und was noch bis in ihr Ende in sie kommen wird, ist in sie gekommen und wird in sie kommen durch die göttliche Idee, die in einzelnen Ausgewählten theilweise sich ausdrückt.“

Das Leben des Menschen ist wie das unmittelbare Werkzeug und Organ der göttlichen Idee in der Sinnenwelt, so auch der erste und unmittelbare Gegenstand dieser Wirksamkeit. Das Ziel ist unsere Fortbildung. So ist der Staat gegründet als die Macht, an welcher der Streit der individuellen Kräfte so lange sich bricht, bis eine allgemeine Sittlichkeit hergestellt worden; jeder individuellen Kraft ist ihre Sphäre angewiesen und sie ist in derselben zugleich beschränkt und gesichert. Diese Einrichtung lag in der göttlichen Idee, sie ist auf Antrieb derselben von begeisterten Menschen in die Welt eingeführt worden; sie wird erhalten und vervollkommen werden durch denselben Antrieb bis zu ihrer Vollendung. „Dieses vom Streit mit sich selbst zur Einmüthigkeit zu erhebende Menschengeschlecht ist noch überdies mit einer willenlosen Natur umgeben, welche sein freies Leben beschränkt, bedrohet und einengt. So musste es sein, damit dieses Leben durch eigene Freiheit seine Einheit gewönne; und diese Kraft und Selbständigkeit des sinnlichen Lebens soll zufolge der göttlichen Idee fortschreitend sich entwickeln. Dazu bedarf es, dass die Naturkräfte den

menschlichen Zwecken unterworfen werden, und damit man dieses vermöge, muss man die Gesetze, nach denen diese Kräfte wirken, erkennen und im voraus die Kraftäusserungen zu berechnen vermögen. Ueberdies nicht bloß nützlich und brauchbar soll die Natur dem Menschen werden, sie soll zugleich anständig ihn umgeben, das Gepräge seiner höheren Würde annehmen und von allen Seiten dasselbe ihm entgegenstrahlen. Diese Herrschaft über die Natur lag in der göttlichen Idee und wird auf den Antrieb dieser Idee durch Einzelne, die von ihr ergriffen werden, unaufhörlich erweitert.“

Man sieht wie wenig naturfeindlich Fichte war, wie er auf die Naturwissenschaft im Fortschritt der Gesittung baut und selbst das Jahrhundert einleitet, in dem sie zur tonangebenden Macht und Blüthe kam, ja wie er Verschönerung der Natur durch die Kunst im Auge hat. Und wenn in der Sittenlehre manches herb und spartanisch streng dünken mochte, wenn er nicht Glück, sondern nur Glückwürdigkeit erstreben lehrte, jetzt tritt auch hier die Freude in ihr Recht. „Der Mensch hat seinen Sitz nicht bloß in der Sinnenwelt, sondern die eigentliche Wurzel seines Daseins ist in Gott. Von der Sinnlichkeit und ihren Antrieben fortgerissen kann dies Bewusstsein seines Lebens in Gott sich ihm leicht verbergen und sodann lebt er, welche edle Natur er auch übrigens sein möge, in Streit und Zwietracht mit sich selber, in Unfrieden und Uneinigkeit, ohne wahre Würde und Lebensgenuss. Erst wie das Bewusstsein der wahren Quelle seines Lebens ihm aufgeht und er freudig in dieselbe sich taucht und ihr sich hingibt, überströmt ihn Friede, Freude und Seligkeit. Es liegt in der göttlichen Idee, dass alle Menschen zu dem erfreuenden Bewusstsein kommen um das ausserdem unschmackhafte endliche Leben mit dem unendlichen zu durchdringen und in ihm zu geniessen: darum haben von jeher Begeisterte gearbeitet und werden fortarbeiten dieses Bewusstsein in seiner möglichst reinen Gestalt

unter den Menschen zu verbreiten. In denen nun, welche die göttliche Idee als Quell und Zweck des Lebens erkennen, sieht Fichte die Träger eines höheren Daseins und die Fortbildner der Welt, sei es, dass sie diese Einsicht verbreiten, sei es, dass sie dieselbe in ihrem unmittelbaren Handeln bethätigen. Diejenige Art der Erziehung und Geistesbildung in jedem Zeitalter, die zur Erkenntniss der göttlichen Idee hinführt, heisst die gelehrte Bildung. Sie ist also das Mittel für das Höhere: durch die gelehrte Bildung des Zeitalters hindurch kommt der Gelehrte zur Erkenntniss der göttlichen Idee. Auch als Lehrer ist er nicht unpraktisch, denn der Gegenstand seiner Wirksamkeit ist der Sinn und Geist der Menschen, und es ist eine Kunst diesen zu Begriffen zu erheben. Andererseits kann der Träger der Idee die Welt nach derselben gestalten, die rechtlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse der Menschen unter einander, oder auch die sie umgebende und auf ihr Wirken einflussende Natur nach der göttlichen Idee des Rechts oder der Schönheit ausbilden. Wer die Idee noch nicht besitzt, wer nach ihr strebt, ist der werdende Gelehrte, der Studierende; einzelne Lichtfunken springen schon von allen Seiten ihm entgegen und schliessen eine höhere Welt vor ihm auf, und es gilt sie unter die Botmässigkeit seiner Freiheit zu bringen, zum Ganzen zu verbinden. Richtet sich aber das Streben nicht auf die Idee, sondern nur auf die äussere Form und den Buchstaben der gelehrten Bildung, so erzeugt sich nur der angehende oder vollendete Stümper. So streng hält Fichte an der Forderung fest, dass der Geist der Sache, dass das Seinsollende erkannt werde. „Alle philosophische Erkenntniss ist ihrer Natur nach nicht factisch, sondern genetisch, nicht erfassend irgend ein stehendes Sein, sondern innerlich erzeugend und construirend dieses Sein aus der Wurzel seines Lebens.“ Diese Wurzel war, ist und bleibt für Fichte das Ich, die sich selbstbestimmende Thätigkeit, als deren Be-

stimmungen und Thaten die besondern Thatsachen der Erfahrung von Staat, Naturorganismus, Sittengebot, Kunst und Wissenschaft aufgefasst und entwickelt werden sollen. Mochte früher das Ideal, wie es der Mensch sich entwirft, als das Ziel seines Strebens, als beständig über der Wirklichkeit erhaben schweben, so dass es als das niemals Realisirte, also Unrealisirbare erscheinen konnte, jetzt ist es ihm ewig verwirklicht im göttlichen Geiste und ebenso der Quell wie das Ziel des menschlichen Strebens. Wenn heutige Neukantianer unsere Ideenbildung als Ideendichtung bezeichnen, so werden die Ideale bald für Illusionen erklärt werden und die ihnen zugeschriebene begeisternde Kraft und subjective Wahrheit einbüßen, sofern nicht ihre Realität in Gott behauptet wird.

Gerade die Forderung des genetischen Erkennens führt noch zur Frage: wie wird und erhält sich der Gelehrte? Fichte antwortet: „Durch die ihm beiwohnende, seine Persönlichkeit ausmachende und in sich verschlingende Liebe zur Idee. Jedes Dasein hält und trägt sich selber, und im lebendigen Dasein ist dies Sichselbsterhalten und das Bewusstsein davon Liebe seiner selbst. Die ewige göttliche Idee kommt hier nun in einzelnen menschlichen Individuen zum Dasein; dieses Dasein der göttlichen Idee in ihnen umfasst nun sich selber mit unaussprechlicher Liebe; und dann sagen wir, dem Scheine uns bequemen, dieser Mensch liebt die Idee und lebt in der Idee, da es doch nach der Wahrheit die Idee selbst ist, welche in seiner Person lebt und sich liebt und seine Person lediglich die sinnliche Erscheinung dieses Daseins der Idee ist. Diese strenger gefassten Ausdrücke und Formeln schliessen das ganze Verhältniss auf und wir können nun ohne Missverständniss fortfahren: In dem wahrhaften Gelehrten hat die Idee ein sinnliches Leben gewonnen; er liebt die Idee; sie allein ist die Quelle seiner Freude und Genüsse, das treibende Princip seiner Gedanken und Handlungen.

Wenn die Klarheit durch Gegensätze gewinnt und Fichte also auch zeigen wird wie der wahre Gelehrte sich nicht äussere, so bittet er darin keine satirischen Nebenblicke, keine Censuren literarischer Zustände sehen zu wollen. „Der Philosoph entwirft rubig seine Construction nach den aufgestellten Principien, ohne während dieses Geschäftes den wirklich vorhandenen Zustand der Dinge seiner Beachtung zu würdigen oder des Andenkens desselben zu bedürfen um die Betrachtung fortsetzen zu können; ebenso wie der Geometer die seinige entwirft, ohne sich zu bekümmern, ob seine Figuren der reinen Anschauung mit unsern Werkzeugen nachgemacht werden können.“ Seine idealistisch-deducirende Weise hat Fichte hier klar bezeichnet; eine inductive Weise die vom Gegebenen aufsteigt, die Vernunft im Thatsächlichen aufweist, und darthut wie dasselbe nur zu erklären ist im Lichte der Ewigkeit, im Zusammenhang mit Gott, hat dabei auch ihr Recht, und Fichte selbst hat so die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters zum Ausgangspunct seiner Philosophie der Geschichte genommen und die Reden an die deutsche Nation so gehalten, dass er aus den geschichtlichen Kämpfen der Germanen mit Rom, aus der Reformation die Folgerungen für das deutsche Wesen in seiner Bestimmung zog.

Religion, Wissenschaft, Kunst, Rechtsordnung und die Naturkenntniss mit Naturbeherrschung sind die fünf Hauptarten, wie die göttliche Idee im Menschen sich äussert. Die Idee selbst ist es, welche durch eigene Kraft in den Menschen ein selbständiges und persönliches Leben sich verschafft und erhält und mittelst desselben die Welt nach sich gestaltet. Das Leben der Idee stellt sich dar als Liebe, sie bricht hervor in dem von der Idee ergriffenen Menschen.

Wenn im werdenden Gelehrten die Idee sich zu erfassen strebt, wird er von der Ahnung des Wissens ergriffen in Wissbegierde, und über seine sinnlichen Triebe hinaus wird

die Wahrheit die bewegende Macht seines Innern. Diesen Trieb nach einem noch nicht klar erkannten geistigen nennt man Genie. Es ist ein Uebersinnliches, nach einem andern Uebernatürlichen Hinziehendes im Menschen, welches die Verwandtschaft desselben mit der geistigen Welt und seine ursprüngliche Heimath in der geistigen Welt andeutet. Ob man eine allgemeine Genialität als solche für das Angeborene nimmt, das durch die Umstände auf ein besonderes Gebiet gelenkt wird, oder ob man von Haus aus die Beziehung auf Poesie oder Philosophie, Naturforschung oder Gesetzgebung für gegeben nimmt, — immer wird der Mensch der vorläufigen geistigen Bildung bedürfen um Stoff zur Entwicklung und zur gestaltenden Thätigkeit zu erlangen; das Genie bedarf des Fleisses, der ununterbrochenen Forschung. Man fragt oft, ob die natürliche Begabung oder der Fleiss in den Wissenschaften am meisten fördere. „Ich antworte: beides muss sich vereinigen; für sich allein und ohne das andere taugt keines von beiden. Das Genie ist ja nichts anders als der Trieb der Idee sich zu gestalten, die Idee aber hat an sich keinen Inhalt oder Körper, sondern sie erbaut sich denselben erst aus den wissenschaftlichen Kundgebungen der Zeit, welche lediglich der Fleiss herbeiliefert. Wiederum vermag auch der Fleiss nichts weiter als diese Elemente der zu erbauenden Gestalt herheizuschaffen; dieselben organisch zu verbinden und ihr eine lebendige Seele einzuhauchen vermag er nicht, sondern dies bleibt lediglich der Idee überlassen, die als natürliches Talent sich offenbart. Dass die in dem wahren Gelehrten zum Leben gekommene Idee in die Welt eingreife, ist ja der Zweck ihrer Gestaltung. Sie soll das höhere Lebensprincip werden und die innigste Seele der umgebenden Welt; sie muss daher denselben Körper angenommen haben, den die umgebende Welt trägt, und in demselben wie in ihrer Behausung wohnen.“ Wo also die Bildung des Geistes fehlt, der das Bild der Welt in sich

aufnimmt, da sind die Mittel des Einflusses auf sie abgeschnitten, da fehlt die Klarheit in der Erfassung der Welt und die Freiheit in der Herrschaft über die Mittel der darzustellenden Idee. Man nennt den Menschen dann mit Recht einen Schwärmer. Der wahre Gelehrte durchblickt aus der Idee als seinem einigen Lichtpunkte die ganze Wirklichkeit und versteht diese der Idee gemäss zu machen. „Wo das Genie nur wirklich eingetreten, da findet sich der Fleiss von selber, und vermehrt sich in steter Steigerung, und treibt den angehenden Gelehrten unaufhaltsam fort zu seiner Vollendung; wohingegen der Fleiss sich nicht findet, da war es nicht das Genie und der Antrieb der Idee, welche zum Vorschein kamen, sondern etwas Gemeines und Unwürdiges an seiner Stelle.“ Die Idee treibt jeden, den sie wirklich ergriffen, unwiderstehlich zu rastloser Wirksamkeit; will sie doch das Menschengeschlecht neu beleben. Wo die Person bei dem Bewusstsein der Genialität stehn bleibt, da ist weder Idee noch Genie, sondern lediglich eine hochmüthige Natur vorhanden, die mit verächtlichem Seitenblick auf Andere sich an eigener vermeintlicher Herrlichkeit weidet. Wie das gesunde Auge auf den Gegenstand sich richtet, keineswegs auf sich selber hinschiel, so blickt das Talent auf die Sache, nicht auf sich; es weiss in zarter Bescheidenheit und schamhafter Jungfräulichkeit nicht von sich selber; Selbstbeschauung, Selbstbewunderung, Selbstlobpreisung und der daraus entspringende Unfleiss oder das Streben nach allerhand Frappantem und Paradoxem, das durch Verschieben und Verschrauben fremder Gedanken auf Abenteuer ausgeht, — das alles ist fern von wahrer Genialität, das führt zu moralischem und intellectuellem Verderben.

Dem Jünger der Wissenschaft räth Fichte: nicht darüber zu grübeln ob er Genie habe, sondern so zu handeln, als ob solches in ihm vorhanden sei, also mit treuem Fleiss, mit Hingebung des ganzen Gemüths alle die Mittel der gelehrten

Bildung zu ergreifen, die sich ihm darbieten. Dann wird es sich zeigen, ob er aus einer klar durchschauten Idee seine Welt versteht und gestaltet, oder ob er das Material aufgehäuft, ohne dass ein Funke der Idee ihm entgegenstrahlt. Doch auch in diesem Fall bleibt ihm das Bewusstsein, dass er redlich das Seine gethan, und er ist im Stande sich als taugliches Werkzeug einem schöpferischen Talent anzuschliessen, und ohne Neid und Eifersucht der Leitung desselben sich hinzugeben, also erwerbend die Gewissheit seine Bestimmung nach dem Willen Gottes erfüllt zu haben, als das Letzte und Höchste, was in irgend einer Lage der Mensch sich erwerben kann.

Wo die Idee mit eigener innerer Kraft den Menschen ergriffen hat, da treibt sie ihn unaufhaltsam zum Ziel. Dem angehenden Gelehrten liegt es ob mit inniger und voller Rechtschaffenheit also zu handeln, als ob ein Talent in ihm schlummere, das zu Tag kommen soll. Ist doch Rechtschaffenheit selbst eine göttliche Idee, — die göttliche Idee in der allgemeinen Gestalt, in der sie alle Menschen in Anspruch nimmt. Jeder Mensch soll etwas sein und thun, sein zeitliches Leben soll ein unvergängliches und ewiges Resultat hinterlassen in der Geisterwelt; jedes Individuums Leben ist ein besonderes, ihm allein zukommendes und von ihm allein gefordertes Resultat. So betrachtet der Rechtschaffene seine individuelle Person selbst als einen Gedanken der Gottheit, und so wie die Gottheit ihn gedacht ist seine Bestimmung und der Zweck seines Daseins. Und in der Rechtschaffenheit selbst, ihrer Befestigung und Erhöhung, in der Gewissensruhe und innern Freudigkeit, die sie gewährt, hat jeder einen guten Erfolg, ob auch das Ziel seiner Arbeit erreicht werde oder nicht; er treibt mit Rechtschaffenheit was er treibt, das Gelingen überlässt er Gott. Der studierende Rechtschaffne betrachtet sich als durch den Gedanken der Gottheit dazu bestimmt, dass die göttliche Idee von der

Beschaffenheit der Welt ihn ergreife und in ihm eine bestimmte Klarheit und einen bestimmten Einfluss auf die ihn umgebende Welt erhalte. Dieser Gedanke, ob deutlich ausgesprochen oder nicht, ist die Grundlage und Voraussetzung all seines Thuns: „Ich bin dazu da und deswegen in das Dasein gekommen, damit in mir Gottes ewiger Rathschluss über die Welt von einer andern, bis jetzt völlig verborgenen Seite in der Zeit gedacht werde und Klarheit gewinne und in die Welt eingreife, sodass er nie wieder ausgetilgt werden könne; nur diese eine an meine Persönlichkeit geknüpfte Seite des göttlichen Rathschlusses ist das wahrhaft Seiende an mir, alles Uebrige was ich mir noch beimesse, ist Traum und Schatten; nur sie ist das Unvergängliche in mir, alles Uebrige wird verschwinden in das Nichts, aus welchem es nur scheinbar hervorgegangen ist.“ So bleibt für Fichte das Sittliche das Wesentliche, die Sinnenwelt das Scheinbare, aber der Wesenkern im Menschen ist das Göttliche, und den Gedanken Gottes als Lebensbestimmung zu erkennen und zu verwirklichen ist die Aufgabe des Menschen; die sittliche Idee hat ein religiöses Gepräge gewonnen. Und er bleibt den anfänglichen Gedanken insofern getreu, als ihm auch jetzt unser wahrhaftiges Leben in der göttlichen Idee uns fortwährend vorkommt als Aufforderung eines Werdens, demnach als Missbilligung unseres jedesmaligen stehenden Seins (Gewordenseins). Die Erfüllung unserer Bestimmung bleibt das Seinsollende für uns. Und so ehrwürdig dem Gelehrten aus dem Ursprung der göttlichen Idee die Wissenschaft, ja so ehrwürdig und heilig er darum sich selber erscheinen mag, er wird sich nicht hochmüthig über andere erheben wollen, denn der Hochmuth stützt sich auf das ruhende gewordene Sein, und indem er etwas zu sein glaubt, zeigt er dadurch, dass er wahrhaftig gar nichts ist, — sich nicht als Werdenden auffasst. „Der Mensch hat gar keinen eigenen Werth ausser dem mit Treue seine Bestimmung,

von welcher Art sie auch sein möge, zu erfüllen, und hier können alle einander gleich kommen.“

„Das eigentliche Sichselberwegwerfen des Menschen besteht darin, wenn er sich zum Mittel macht für ein Zeitliches und Vergängliches und Sorge und Mühe in etwas anderes zu wenden würdiget als in das Unvergängliche und Ewige. In dieser Rücksicht soll jeder sich selber ehrwürdig und heilig sein, auch der Studierende.“ Von diesem Idealismus aus wendet sich Fichte mit unerbittlicher Rigorosität gegen alle, welche die Wissenschaft um äussern Zwecks willen treiben, nicht um Licht und Freiheit für sich selbst und für die Menschheit zu gewinnen. Seinen Fleiss aufwenden um ein gemächliches Auskommen und Ansehen bei den Mitbürgern durch das Studium zu gewinnen, das heisst ihm arbeiten für das Grab, für die Vergänglichkeit, der auch alles Sinnliche anheimfällt; zu arbeiten um den Nebenmenschen nützlich zu werden und ihr Wohlsein zu befördern, dieses heut beliebte altruistische Princip englischer Moralisten und ihrer deutschen Anhänger, heisst ihm Fleiss und Mühe an das Vergängliche setzen, an Personen und Dinge, die gar bald nicht mehr da sein werden. Der würdig Studierende sagt sich, dass er da ist durch einen Gedanken Gottes, aus dem alles Dasein quillt; und was er in diesem Gedanken ist das bleibt er in Ewigkeit, und dies Ewige herauszuarbeiten will er seine ganze Kraft aufwenden. Dazu hilft ihm die Wissenschaft, und darum was auch bei ihrem Studium geringfügig oder sonderbar erscheinen mag, weist er nicht ab, noch nimmt er es an mit blindem Glauben oder in der Hoffnung, dass es ihm doch irgendwie nützlich werden könne, sondern auch das gehört ihm zu dem Stoffe, in welchem das Ewige sich in ihm hervorbilden und Gestalt gewinnen will. Erscheint demjenigen, dem es an Verstand und Rechtschaffenheit gebricht, die Wissenschaft als blosses Mittel gewisse irdische Zwecke zu erreichen, so erscheint sie

demjenigen, der sich mit rechtschaffenem Herzen ihr widmet, nicht nur in ihren höchsten und das Göttliche unmittelbar berührenden Zweigen, sondern herunter bis auf die unscheinbarsten Vorbereitungskenntnisse als etwas in der ewigen Idee der Gottheit selbst Gedachtes und Beschlossenes, und ausdrücklich für ihn und in Beziehung auf ihn Gedachtes, damit sie dadurch ihr Werk an ihm und vermittelt seiner in dem ganzen ewigen Weltsystem vollende.“ Sein ganzes Leben hat dadurch Sinn und Bedeutung gewonnen, und wie auch der äussere Erfolg sei, immer ist es ein göttliches Leben. Und eines solchen theilhaftig zu werden bedarf es keiner besondern Talente, sondern nur des guten Willens, dem unsere höhere Bestimmung von selbst aufgeht.

Gott ist die Wahrheit, und in jeder erkannten Wahrheit erlangen wir Theil an Gott; — in diesem meinem Satz können wir wohl Fichtes Darstellung zusammenfassen. 1806 in Berlin in der Anweisung vom seligen Leben knüpft er seine Lehre an den Anfang des Johannesevangeliums: Gott ist der Logos als die sich aussprechende Vernunft und in ihr das Leben der Welt und das Licht der Menschen. Hier fügt er hinzu: „Gott hat die Welt überhaupt gedacht nicht nur wie sie ist und sich findet, sondern auch also wie sie sich durch sich selbst weiter gestalten soll; im göttlichen Gedanken von ihr liegt das Princip einer ewigen Fortentwicklung und zwar aus dem Höchsten was in ihr sich findet, aus den vernünftigen Wesen in ihr vermittelt der Freiheit.“ Sollen aber Menschen den Gedanken von der Welt wie sie werden soll realisiren, so müssen sie ihn erkennen, und die rechten Gelehrten sind es, welche Gott seine Grundgedanken von der Welt nachdenken; und dieser Gedanke ergreift ihre Seele, und wird das eigentliche Leben in ihrem Leben; geht dann alles Denken des Gelehrten auf geordnetem Weg zu seinem Ziel, so ist was er auf diesem Boden thut gut und recht; es ist göttliche That. Diese Erscheinung nennen wir Genie.

Fichte spricht nun von dem äusseren Leben des Studierenden. Die Auffassung seiner Bestimmung als eines göttlichen Gedankens wird sich ganz von selber zeigen; in Unschuld und Unbefangenheit, ohne dass er es selber so eigentlich weiss, indem ein anderes Leben gar nicht in seinen Gesichtskreis fällt. Er flieht die Berührung mit dem Gemeinen und Unedlen. Gemein und unedel ist was die Phantasie herabzieht und den Geschmack für das Heilige abstumpft. Wenden sich die Gedanken beim Ausruhen zum Spiel mit sinnlichen Ergötzlichkeiten, so zieht das uns herab. Darum suche der Studierende in der Natur, in der Kunst, in der Literatur das Erhabene; das Belächeln des Verkehrten ist mehr Sache des höheren Alters; erst nach dem Erhabenen geht uns der Sinn für das Schöne auf und der Scherz mit dem Gemeinen. Der Charakter der Jugend verlangt nach Neuem in rastloser Thätigkeit, sie träge zu sehen ist der Anblick des Winters mitten im Frühling. Unedel und gemein endlich ist was uns der Achtung vor uns selbst, des Glaubens an uns, des Vermögens beraubt auf uns selbst und die Erfüllung unserer Vorsätze zu rechnen. Wir sollen uns selber Wort halten und ausführen was wir uns aufgegeben. Und wer sich selber leitet, der gibt sich nicht ändern, nicht der öffentlichen Meinung zum Sklaven. Denn wer nur ändern aus Gefälligkeit, Schwachheit, Trägheit sich anschmiegt, der hat keinen Glauben an sich selbst und ist gar kein Selbst. Aber der äussern Sitte wird der Studierende sich fügen, sofern sie gute Sitte ist, in die er durch die Erziehung hineingewachsen, und er hat Besseres zu thun als durch Sonderbarkeiten sich auffällig zu machen. So fliesst sein Leben unbescholten und liebenswürdig dahin.

Daran reiht sich ein Vortrag über akademische Freiheit. Historisch sei sie geworden durch den Trieb der Studierenden sich des Schulzwanges und mancher Dienste, wie des Chorsingens, zu entledigen. Zu berühmten Lehrern strömten

Hörer aus verschiedenen Ländern zahlreich zusammen; man kümmerte sich weder um ihre Fortschritte noch um ihre Sittlichkeit. Bei einer tüchtigen Jugend wirkte das als Antrieb sich ohne Zwang und Aufsicht um so kräftiger auszubilden, und die Freiheit darin zu finden aus eigenem Entschluss das Zweckmässige zu thun. In philosophischer Auffassung verweist Fichte auf die bürgerlichen Gesetze, die nach allen Richtungen gebietend und verbietend feststellen was jeder zu thun und zu lassen hat. Auf die Moralität der Menschen rechnet der Gesetzgeber nicht; er kann die nothwendig zu fordernde Freiheit und Sicherheit aller nicht vom Ungewissen abhängig machen. Der Sittliche, der das Gute und Rechte aus eigenem Willen vollbringt, braucht keine Rücksicht auf Lohn oder Strafe; er braucht kein äusseres Gesetz. Der Gelehrte wie der Ungelehrte steht auf gleiche Weise zum Gesetz: sie können sich über dasselbe erheben, aber es ist nicht darauf gerechnet, nur auf das gesetzgemässe Handeln. Ebenso gibt es Forderungen des Standes und Berufes, die jeder zu erfüllen hat, über welche die öffentliche Meinung mit den Mitteln der Ehre und Schande wacht. Aber eines ist dem Gelehrten eigenthümlich: „Er trägt in die göttlichen Ideen die Gestalt der künftigen Zeitalter, die erst werden sollen, in sich, und er soll ein Beispiel aufstellen und ein Gesetz geben den künftigen Geschlechtern, welches er in der Gegenwart oder in der Vergangenheit vergebens suchen würde. Die Idee tritt in jedem Zeitalter heraus in einer andern Gestalt und begehrt die umgebende Welt nach sich zu gestalten; es treten damit immer neue Verhältnisse der Welt zur Idee und immer neue Arten ihres Widerstreites hervor. Dem Gelehrten entspringt daraus die Aufgabe: die Reinigkeit der Idee mit ihrer Wirksamkeit auf die Welt, ihren Einfluss mit ihrer Würde zu vereinigen. Die Welt widersetzt sich der neuen Idee oder sucht sie herabzuziehen; doch soll die Idee verwirklicht

werden ohne Einbusse. Für die neue Gestaltung derselben kann kein Gesetz, kein Beispiel, auch nicht das blosse Nachdenken helfen; denn die Denkart der Welt und was sich von ihr erwarten lässt muss in Betracht gezogen werden. Und hier spricht Fichte das bittre Wort: Wohl alle Männer, die auf ihre Zeit kräftig gewirkt, dürfen ihre Laufbahn mit dem innern Geständniss beschlossen haben, dass sie die Welt nicht für so verkehrt oder so blödsinnig gehalten, wie sich dieselbe erwiesen. „Soll etwas gelingen, so bedarf es bei allem Nachdenken noch eines sicheren Tactes, welcher nur durch frühe Uebung und Angewöhnung gewonnen wird.“ Fichte der Sohn hat selber auf ein „Unkünstlerisches“ im Leben des Vaters hingewiesen: innerlich gewissenhaft und edeltüchtig war er im Verständniss der Lage der Dinge und der Menschen oft schroff und ohne die nöthige Rücksicht seine Massnahmen ihnen anzupassen. Hier sagt er: Der Gelehrte ist nicht auf fremdes Beispiel oder Urtheil, sondern auf seinen eigenen guten Willen angewiesen, und der muss kräftig und unerschütterlich sein gegen die Versuchungen auch edler Antriebe. Was ist edler als der Trieb zu wirken, Menschen zu begeistern, ihren Blick auf das Heilige zu richten? Aber man entheilt das Heilige, wenn man es gemein darstellt, damit es an die Gemeinheit komme. Was ist edler als die Verachtung alles Gemeinen? Aber man darf darum doch sein Zeitalter nicht aufgeben oder wegwerfen, denn man soll doch in ihm das Ideale ausführen. Strenge Wachsamkeit über sich selbst, zarte Scham vor sich selbst und ein richtiger Blick und scharfer Tact für das Zweckmässige werden damit nothwendige Bildungselemente des angehenden Gelehrten, da er bestimmt ist meist in einer Sphäre zu wirken, wo er nur auf sich selbst gestellt ist. Diese Bildung kann er sich nur erwerben, wenn er in der Beurtheilung des Zweckmässigen frei sich übt, wenn er seiner eigenen Aufsicht überlassen ist. So soll er bei Zeiten als ein

Freier und Edler behandelt werden. Der gesittete Mann wartet nicht bis das Unanständige verboten wird, und unterlässt was der Gemeine sich unbedenklich erlaubt. Lasse man dem Studierenden den Spielraum sich selbst in die Classe der Wohlgebildeten zu setzen! Das Menschengeschlecht soll ihm einst wichtige Interessen anvertrauen können, er selbst soll sich in der Verwaltung derselben vertrauen; dazu muss er geprüft werden, sich selbst prüfen. Wer im Kleinen getreu gewesen der wird es auch im Grossen sein. Und so nimmt der Studierende, was auch andere über akademische Freiheit denken mögen, für seine Person sie in dem rechten Sinn: „als ein Mittel sich selbst rathen zu lernen, wo die äussere Vorschrift ihn verlässt, über sich selbst wachen zu lernen, wo kein andrer über ihn wacht, sich selbst antreiben zu lernen, wo es keinen äussern Antrieb mehr gibt, und so für seinen künftigen hohen Beruf sich zu stärken und zu befestigen.“

Nun spricht Fichte vom vollendeten Gelehrten. Er unterscheidet ihn zunächst von dem Studierten, der sich wissenschaftliche Bildung angeeignet hat ohne schöpferischen Geist zu offenbaren. Auch ein solcher wird stets die freie Zeit neben der Berufsarbeit der Wissenschaft widmen, und darnach trachten sich der Idee zu bemächtigen; ohne diese rastlose Fortarbeit wäre manches grosse Talent verloren gegangen, das gerade bei innerer Gediegenheit sich oft langsam entwickelt und im reiferen Alter zur Klarheit kommt. Aber auch wenn er einem genialeren Manne sich anschliesst, und die im Streben nach der Idee errungenen Fertigkeiten in dessen Dienst stellt, „er selbst für seine Person wird dadurch nicht zum Mittel herabgewürdigt, dagegen sichert ihn seine vom Leben überhaupt gewonnene Ansicht auf immer; er dient im Geist und in der Gesinnung lediglich Gott, und befördert unter der Leitung seines Oberen Gottes Zwecke in der Menschheit.“ Die aber, deren Leben selbst das Leben der die Welt gestaltenden fortbildenden Idee ist, theilen sich

in zwei Hauptgattungen. Die erste befasst diejenigen, welche selbständig nach eigenem Begriff die menschlichen Angelegenheiten zu leiten haben, nicht blos Regenten und Rätthe der Könige, sondern alle welche für sich allein oder in Verbindung mit andern über die ursprüngliche Ordnung menschlicher Angelegenheiten zu denken, zu beschliessen, zu entscheiden haben; „sie greifen geradezu ein in die Welt und sind der unmittelbare Berührungspunct Gottes mit der Wirklichkeit.“ Die andern haben den Beruf die Erkenntniss der göttlichen Idee unter den Menschen zu erhalten, zu höherer Klarheit und Bestimmtheit zu erheben, und sie in dieser sich stets ergänzenden und verklärenden Gestalt von Geschlecht zu Geschlecht fortzupflanzen. Sie sind entweder Erzieher oder Lehrer, oder sie wirken als Schriftsteller.

Der würdige Gelehrte will kein anderes Wirken und Leben haben als das der göttlichen Idee in ihm. Dieser Grundsatz bestimmt sein Denken und Handeln: „So wird begleitet sein ganzes Leben von dem unerschütterlichen Bewusstsein, dass es einig sei mit dem göttlichen Leben, dass an ihm und in ihm Gottes Werk vollbracht werde und sein Wille geschehe; er ruhet darum auf demselben mit unaussprechlicher Liebe und mit der unzerstörbaren Ueberzeugung, dass es recht sei und gut. Hierdurch wird nun sein Blick überhaupt geheiligt, verklärt und religiös; in seinem Innern geht ihm Seligkeit auf und in ihr stets Freudigkeit, Ruhe und Stärke; — alles auf dieselbe Weise wie dieses auch der Ungelehrte, ja der Allerniedrigste im Volke durch treue Ergebung in Gott und durch redliche Erfüllung seiner Pflichten als göttlichen Willens gleichfalls sich erwerben und geniessen kann, sodass daher dies keineswegs eine Eigenthümlichkeit des Gelehrten ist, und dasselbe hier nur in der Bedeutung angemerkt wird, dass er dieser religiösen Ansicht seines Lebens gleichfalls theilhaftig sei und theilhaftig werde auf dem angezeigten Wege.“

Diese Worte aus eigenem inneren Erleben herausgeredet sind ein herrliches Selbstzeugniss Fichtes von seinem reinen sittlichen Willen und von seiner Religiosität; er der jüngst des Atheismus Angeklagte stellt hier gegenüber der heut zu Tage auf so verkehrte Art angestrebten Trennung von Sittlichkeit und Religiosität die Einheit beider als das höchste Gut des Menschen dar, das der Arme wie der Reiche, der Gelehrte wie der Ungelehrte jeder auf seine Weise erwerben und geniessen kann. In der leidigen Verwechslung von Religion und Dogmatik, die nun seit hundert Jahren von deutschen Denkern bekämpft wird, meint man die Ethik vom Gedanken an Gott abtrennen zu sollen, und macht den Nutzen zum Götzen, opfert den deutschen Idealismus dem englischen Utilitarismus. Nicht auf dogmatische Voraussetzungen, sondern auf unser Gewissen wollen wir die Ethik psychologisch begründen; aber im Gewissen haben wir das Band der Geisterwelt, haben wir die Stimme Gottes. Fichte sagt: „Was der Mensch auch immer thun möge, so lange er es aus sich selber, als endliches Wesen, und durch sich selbst und aus eigenem Rathe thut, ist es nichtig und zerfliesst in das Nichts. Erst wenn eine fremde Gewalt ihn ergreift, ihn fortreibt, und statt seiner in ihm lebendig wird, kommt wirkliches und wahrhaftes Dasein in sein Leben. Diese fremde Gewalt nämlich ist immer die Gewalt Gottes. Auf diesen Rath zu schauen und diesem sich ganz hinzugeben ist die einzige wahre Weisheit in jedem menschlichen Geschäfte, und darum ganz vorzüglich in dem höchsten, was dem Menschengeschlechte zu Theil wurde, im Berufe des wahren Gelehrten.“ Statt dessen „was der Mensch aus sich selbst thut“ müssen wir setzen: was er selbstsüchtig thut, indem er sich als endliches Ich in seinem Willen von dem Unendlichen abscheidet, und ohne Rücksicht auf das Allgemeine das Seine sucht. Auch dann aber ist sein Thun nicht nichtig, noch zerfliesst es in das Nichts, sondern es ist böse,

abtrünnig vom Ganzen und widergöttlich. Andererseits ist die Idee nur in der Persönlichkeit lebendig und thätig, und wir können eigentlich nicht sagen, dass das Selbst in ihr untergehen und sich aufheben solle, sondern dass es sich mit ihr erfülle und in ihrer Verwirklichung seine Bestimmung erkenne. Es ist vielleicht mehr ein Wortstreit als eine sachliche Verschiedenheit. Wir sollen und können die Selbstsucht überwinden kraft des alles durchwaltenden Willens der Liebe, in welchem wir inne werden, dass wir nicht für uns allein sind, sondern Glieder eines höhern Organismus sind; so behaupten wir unser Selbst in Gott. Fichte selbst sagt in der achten Vorlesung: „Dass ein Gott sei, leuchtet dem nur ein wenig ernsthaft Nachdenkenden über die Sinnenwelt ohne Schwierigkeit ein. Man muss zuletzt doch damit enden demjenigen Dasein, was insgemein nur in einem andern gegründet ist, ein Dasein zu Grunde zu legen, welches den Grund seines Daseins in sich selber habe, und dem in unaufhaltbarem Zeitflusse hinfließenden Veränderlichen ein Dauern-des und Unveränderliches zum Träger zu geben. Unmittelbar sichtbar aber und wahrnehmbar durch alle auch äussern Sinne erscheint die Gottheit und tritt ein in die Welt in dem Wandel göttlicher Menschen. In diesem Wandel stellt sich dar die Unveränderlichkeit des göttlichen Wesens in der Festigkeit und Unerschütterlichkeit des menschlichen Wollens, das schlechthin durch keine Gewalt von der vorgezeichneten Bahn abzubringen ist. In ihm stellet sich dar Gottes innere Klarheit in der menschlichen Erfassung und Umfassung alles Irdischen in dem Einen das da ewig dauert. In ihm stellet sich dar Gottes Wirken nicht gerade in der Beglückung, sondern in dem Ordnen, Veredeln und Würdigmachen des menschlichen Geschlechts. Ein göttlicher Wandel ist der entscheidendste Beweis, den Menschen für das Dasein Gottes führen können.“

„Wenn du wissen willst was Gott ist, schau an was der

von ihm Begeisterte thut“ — sagt Fichte in der Anweisung zum seligen Leben, und erinnert an das Wort Jesu: wer mich sieht der sieht den Vater. Das in sich Begründete, Dauernde, das die Vernunft denknothwendig als Grund des Veränderlichen und in anderem Begründeten der Sinnenwelt erschliesst, ist damit noch nicht der geistige Gott der Religion und Geschichte, das weiss Fichte gewiss auch so gut wie die, welche das uns einwenden; aber thatsächlich ist ihm das sittliche Leben, das nicht in einem Naturmechanismus, sondern nur in einem Willen und einer Vernunftidee seine Ursache haben kann und hat. Dass der ewige Lebensgrund Vernunft und Wille ist, das beweist ihm der von der Idee des Ewigen beseelte Mensch. Damit aber, in diesem Zusammenhang ist in der Sache, wenn auch noch nicht im ausgesprochenen Bewusstsein des Denkers, der subjective Idealismus überwunden, der das objective Sein erst setzen sollte; damit ist das Göttliche nicht bloß ein nur Werdendes, Sein-sollendes, sondern das Seiende selbst.

Die achte Vorlesung handelt vom Regenten als dem Gelehrten, welcher die Idee im Leben der Welt realisirt. Er bedarf dazu der Kenntniss der gegenwärtigen Welt in all ihren wesentlichen Gestalten, wie der Anschauung des Ideals, dem sie angenähert werden soll. Er muss auf das Ganze wie auf die Theile sehen um nicht durch Fehlgriffe und vermeinte Verbesserungen im Einzelnen das Ganze zu desorganisieren. Der untergeordnete Sinn hält sich an das Bestehende wie an ein Unveränderliches, und in der That wirken ja darin grosse Geister der Vergangenheit fort; der leitende Geist erfasst das Ideal und die Wirklichkeit. Nicht das sinnliche Wohlsein der Menschen in einer kurzen Spanne der Zeit, sondern ihre Veredlung ist sein Ziel; vor Verachtung der Menschen, die kräftigen Männern an leitender Stelle nahe liegt, bewahrt ihn sein religiöses Gefühl: er blickt über das was die Menschen thatsächlich sind hinaus

auf das was sie im göttlichen Begriffe sind und demzufolge werden können, werden sollen, gewiss einst sein werden; er erkennt sich für einen Diener der Gottheit, „für eins der körperlich existirenden Gliedmassen, durch welches sie gerade eingreift in die Wirklichkeit.“ Und er weiss, dass er die Anschauung der Ideen und die Kraft sie zu verwirklichen sich nicht gegeben, sondern sie empfangen hat, und dass er vom Seinigen nichts hinzuthun kann als den rechtschaffenen Gebrauch; er weiss dass dasselbe in eben dem Masse der Niedrigste im Volk ebensowohl thun kann, und dass dieser dann in den Augen Gottes den gleichen Werth hat. Indem aber der Regent seinen Beruf als göttlichen Ruf betrachtet, gibt ihm das auch Kraft und Recht um des Ganzen willen von den Einzelnen Opfer zu fordern, wie wenn er einen gerechten Krieg beschliesst, der um des Vaterlands willen Gut und Blut der Bürger auf das Spiel setzt. Er thut es im Dienste Gottes, der das Recht auf jedes Leben hat, das von ihm ausgegangen ist und zu ihm zurückkehrt.

Wenn Fichte meint, dass es einem Edlen eine unwürdige Bestimmung erscheinen müsse für das sinnliche Wohl der Menschen in der kurzen Spanne Zeit ihres Lebens zu sorgen, so hat er vergessen, dass ein menschenwürdiges Leben in der Verbindung von Arbeit, Musse und Genuss eine Grundlage sittlich-idealen Strebens und Wirkens ist, und dass es darum gewiss auch Sache des Regenten sein wird dafür zu sorgen. Der Gedanke seiner Jugend: „nicht Glück, sondern Glückswürdigkeit“ hat auch sein Mannesalter beseelt, und die stoische Geringschätzung alles Aeussern gegenüber der in sich festen tugendhaften Innerlichkeit ist ihm geblieben. Sein ganzes Leben ist ihm „die Vollziehung des göttlichen Willens an und in seiner Person.“ Das ist ihm die religiöse Weihe, und er fügt hier hinzu: „Jedermann bedarf der Religion, jedermann kann sie an sich bringen, jedermann erhält mit ihr unmittelbar die Seligkeit; ganz vorzüglich

bedarf sie der Regent. Ohne in ihrem Lichte sein Geschäft zu verklären kann er es gar nicht mit gutem Gewissen treiben. Es bleibt ihm nichts übrig als entweder Gedankenlosigkeit und mechanische Betreibung seines Geschäftes ohne über die Gründe und die Berechtigung desselben je sich Rechenschaft gegeben zu haben, oder Gewissenlosigkeit, Verstockung, harter Sinn, und Menschenhass und Menschenverachtung . . . Es ist der Menschheit alles daran gelegen, dass jene Ueberzeugung vom göttlichen Dasein, ohne welches sie selbst in ihrer Wurzel in Nichts zergehen würde, in derselben nie verschwinde und untergehe, und ganz besonders muss den Regenten als den höchsten Anordnern der menschlichen Verhältnisse daran gelegen sein. Theoretisch durch Vernunftgründe jenen Beweis zu führen oder über die Art dieser Beweisführung durch die zweite Gattung der Gelehrten (die Männer der Wissenschaft) zu richten und zu wachen ist nicht ihres Amtes; dagegen aber fällt die factische Beweisführung durch ihr eignes Leben, und diese zwar in der höchsten Instanz, ihnen ganz eigentlich anheim. Spreche aus ihrer Verwaltung uns allenthalben Festigkeit und Sicherheit, spreche allseitige Klarheit, spreche ein ordnender und veredelnder Geist uns an, und wir werden in ihren Werken Gott sehen von Angesicht zu Angesicht und keines andern Beweises bedürfen; Gott ist, werden wir sagen, denn sie sind und er ist in ihnen.“

Dasselbe Ideal stellt nun Fichte auch vom Mann der Wissenschaft auf, der die Idee im Begriff darzustellen hat, dessen Beruf es ist das Bewusstsein von ihr in der Menschheit zu immer grösserer Bestimmtheit und Klarheit zu erheben. Hier gilt es die Gemüther zur Empfänglichkeit vorzubereiten, auf der Schule, die schon durch die Lehrstoffe der Sprache, der Geschichte die Seele vom Gemeinen fern zum Edlen führt, und auf der Universität, wo nun die Idee in den mannigfachen Zweigen der Wissenschaft geschildert

wird. Der mündliche Lehrer wird durch sein Wort wie durch sein Beispiel wirken, indem er in seinem Leben sich von der Idee beseelt erweist. Er soll die Idee im Ganzen und in dem Lehrzweig, den er vorträgt, klar erfasst haben, und in allem eine besondere Seite und Gestalt der reinen Wahrheit aufzeigen, er soll sie auf die mannigfaltigste Weise einkleiden um die Empfänglichkeit für sie zu erwecken, mit dem Künstlertalent des Gelehrten soll er in jeder Hülle und Umgebung die Funken der sich zu gestalten beginnenden Idee anerkennen und zum Lichte führen. Dazu gehört dass seine Mittheilung stets neu sei, die Spur des frischen gegenwärtigen Lebens trage. Denn nur das unmittelbar Lebendige belebt. In frischer Jugend soll er sich erhalten, nichts sei veraltet und zu todter Gestalt erstarrt, alles aufquellend. In jedem Worte spreche die Wissenschaft, spreche die Begierde sie zu verbreiten, spreche die innigste Liebe zu seinen Zuhörern als den künftigen Dienern der Wissenschaft.

Indem Fichte sich in der zehnten Vorlesung zum Lehrer als Schriftsteller wendet, beginnt er mit harten Worten: Dieser Begriff sei so gut als unbekannt; etwas ganz Unwürdiges usurpire ihn. „Hier ist die eigentliche Schande des Zeitalters und der wahre Sitz aller seiner übrigen wissenschaftlichen Uebel. Hier ist das Unrühmliche rühmlich geworden, und wird aufgemuntert, geehrt und belohnt.“ Man lasse drucken und über das Gedruckte wieder etwas drucken, an die Stelle andrer aus der Mode gekommener Zeitvertreibe sei das Lesen getreten. Der neue Luxus fordert immer neue Modewaaren, und so ist ein neues Gewerbe entstanden, und bereits ist dieser Nahrungszweig übersetzt, und es wird viel zu viel Waare geliefert. Der Buchverleger bestellt wie ein andrer Kaufmann seine Waare bei dem Fabrikanten, und der Bücherfabrikant arbeitet auf Bestellung. Bei dem Andrang hat einer — er denkt an den ihm verhassten Nicolai — den Gedanken aus vielen Büchern wieder ein einziges fort-

laufendes Buch in einer Zeitschrift, einer gelehrten Bibliothek, zu machen, auszuziehen was entweder gediegen ist und darum als Ganzes studiert und genossen sein will, oder was in sich werthlos und nichtig ist, und dabei sich noch als Beurtheiler darüber zu erheben. Indess ein tüchtiges Buch ist das Werk eines Lebens und erfordert wiederum ein Leben um gewürdigt zu werden. Nun aber steuern viele mit und ohne Namen zu den Auszügen bei, und setzen und finden eine Ehre darin stets auf das zu merken was andre gedacht haben, und damit die auf Zusammenhängendes gerichtete Thätigkeit zu unterbrechen. Man sagt: dadurch wird das Publikum angeregt und für grosse Werke vorbereitet; vielmehr wird es dadurch verkehrt, verbildet, für das Rechte verdorben.

Niemand wird leugnen dass die Schattenseite des Schreibens und Lesens richtig gezeichnet sei, dass der heutige Journalismus sie noch gar sehr verbreitet und verdunkelt hat. Und doch wird man dem Redner die Lichtseite entgegenhalten: das Licht, das auf diese Weise für Millionen angezündet wird, die Heranziehung aller Volksgenossen in das geistige Leben, zur Betheiligung an den grossen Fragen, welche die Menschheit bewegen. Die Wächter des Gesetzes, die Fichte im Naturrecht forderte, in einem Ephorat suchte, das neben der Regierung stehe, statt es in den Volksvertretern zu finden, sie sind doch eigentlich die öffentliche Meinung wie sie durch die Presse gebildet wird; die Presse beruft das ganze Volk zur Versammlung, hält Gericht, warnt, und hütet das Recht. Das ist ihre ideale Bedeutung. Aber der Schaden der Halbbildung unter den Schreibenden wie unter den Lesenden ist nicht geringer geworden am Ende als am Anfang des Jahrhunderts. Um so wichtiger ist es, dass sich ihm der wahre Schriftsteller entgegenstellt, wie ihn Fichte nun schildert: „Er soll die Idee ausdrücken in der Sprache auf eine allgemein giltige Weise, in der voll-

endeten Form. Die Idee muss in ihm so klar, lebendig und selbständig geworden sein, dass sie selbst in ihm sich offenbart in der Sprache, und dieselbe in ihrem innersten Princip durchdringend, durch ihre eigene Kraft aus ihr einen Körper sich aufbaut. Die Idee muss selber reden, nicht der Schriftsteller. Alle Willkür des letzteren, seine ganze Individualität, seine ihm eigne Art und Kraft muss erstorben sein in seinem Vortrage, damit allein die Art und Kunst seiner Idee lebe, das höchste Leben, welches sie in dieser Sprache und in diesem Zeitalter gewinnen kann.“ Da haben wir bereits bei Fichte die Personification der Idee, den mythologischen Ausdruck, wie wenn sie eine thätige Subjectivität wäre, während sie doch nur den Gehalt und Gedanken einer solchen ausdrückt, — und dabei die Verkennung der Individualität, die bei Fichte ein Gegenschlag gegen die Vergötterung des menschlichen Ichs war, das man ihm schuldgegeben. In dem Briefwechsel, der sich wegen Fichtes Abhandlung über Geist und Buchstab in der Philosophie entspann, hatte Schiller ihn bereits darauf hingewiesen: Schriften, deren Werth in den Resultaten liegt, werden entbehrlich, wenn der Verstand diese auf einem leichteren Wege findet; „dagegen Schriften, in denen ein Individuum lebend sich ausdrückt, nie entbehrlich werden und ein unvertilgbares Lebensprincip in sich enthalten, eben weil jedes Individuum einzig, mithin unersetzlich und nie erschöpft ist. Ich will nicht bloß meine Gedanken dem andern deutlich machen, sondern ihm zugleich meine ganze Seele übergeben und auf seine sinnlichen Kräfte wie auf seine geistigen wirken.“ Fichte selbst nähert sich dieser Ansicht, wenn er sagt: Das Werk des Schriftstellers sei in sich selber ein Werk für die Ewigkeit. „Mögen künftige Zeitalter einen höheren Schwung nehmen für die Wissenschaft, die er in seinem Werke niedergelegt hat; er hat nicht nur die Wissenschaft, er hat den ganz bestimmten und vollendeten Charakter eines Zeitalters

in Beziehung auf diese Wissenschaft in seinem Werke niedergelegt, und dieser behält sein Interesse, so lange es Menschen auf der Welt geben wird. Unabhängig von der Wandelbarkeit spricht sein Buchstabe in allen Zeitaltern an alle Menschen, welche diesen Buchstaben zu beleben vermögen, und begeistert, erhebt, veredelt bis an das Ende der Tage.“ — Weil eben ein lebender begeisterter Mensch in dem Werke sich ausgeprägt und durch seine Persönlichkeit den Charakter des Zeitalters selbst bestimmt, weil die Idee in ihm selbst individuelle Gestalt gewonnen, — so können wir im Sinne Schillers ergänzend hinzufügen.

Nachdem Fichte die Reden an die deutsche Nation, die Anweisung zum seligen Leben vor gebildeten Männern und Frauen in Berlin vorgetragen, ward die Universität errichtet, und er behandelte von neuem die Wissenschaftslehre in seinen Vorlesungen. Immer klarer erkannte er, dass das Ich, die sich selbstbestimmende Thätigkeit als das göttliche Leben einen Kern der Realität in sich trage; während er festhielt, dass das Lebendige nicht aus dem Todten, einem ruhenden objectiven Sein entspringen könne; aber im Geist, in der Thätigkeit, trachtete er ein in sich Gefestetes und Beruhendes zu erfassen. Das Absolute ist ohne Wandel und Wanken durch sich selbst ein ewiges Werden und Wirken. Es ist Denken, oder wie Fichte jetzt lieber sagt, Wissen; es ist Spontanität und Freiheit, wie er stets gelehrt; nun betonte er die Ruhe in der Bewegung, das sich selbst gleichbleibende in der Entwicklung, ein Inneres in dem sich Aeussernden, ein Wesen in der Erscheinung als das in ihr sich Erscheinende; das Wissen wird zum Bilde eines Realen, und in allen Gebilden der productiven Einbildungskraft waltet eine seiende Actuosität, „ein freies Licht, das sich erblickt als ein seiendes, ein seiendes, das auf sich ruht als freies. Was heisst Sein anders als Beruhen auf sich, Aufgehen in sich, absolut mit und durch sich befriedigt?“ So ist das Wissen

das Für-sich des Seins, das Sein nie und nirgends ein todttes, sondern das im Wissen sich Bethätigende, die absolute Vernunft. Allem Denken und Wissen als Thätigkeit geht voraus das reine Sein des Absoluten, die Möglichkeit des Denkens und Wollens. Einfach mögen wir sagen: Wir müssen sein, real sein um denken und uns selbst als Ich erfassen und bestimmen zu können. Das Bewusstsein ist das Fürsichsein des Absoluten, dem sein Ansichsein zu Grunde liegt, wie Fichte wieder selbst betont. So kann er von einem Ueberseienden, Hyperabsoluten reden, einem Wesen, das in allem Wirken sich erhält, die Möglichkeit alles Wirkens, die unendliche Thätigkeit des reinen Willens, die allem bestimmten Wollen vorausgeht. Dies Urvermögen, diesen stets reinen seligen Urquell alles Lebens nennt Fichte nun Gott.

Alles Mannigfaltige auf die ursprüngliche Einheit zurückzuführen, sodass das Mannigfaltige sich durch das Eine und das Eine sich durch das Mannigfaltige begreifen lasse — heisst nun die Aufgabe der Philosophie. Das Absolute nennt Fichte nun gerne das Licht, das in sich eins im Ausstrahlen sich manifestirt und sich selber manifest wird, aber in aller Spaltung und Unterscheidung doch in einer Einheit in sich bestehen bleibt, der fortströmende Quell und die innere Wahrheit in allem Mannigfaltigen. Das Princip aller Wirklichkeit kommt in ihr zur Erscheinung, das Innere wird im Aeussern offenbar, das Insichsein des Absoluten ist der Träger von allem, sein Sehen und sein Bild ist seine Bethätigung, und so ist die absolute Thätigkeit Verstand und Wille, ein Verstehen ihrer selbst. Das Ich wird hier also die Bethätigung und die Selbsterfassung des Seins.

So spricht Fichte in den Reden an die deutsche Nation von Gott als dem in sich Einen, Unsichtbaren, dem Mehr denn alle Unendlichkeit, in dem seine Philosophie das wahre Sein findet. Zeit und Ewigkeit und Unendlichkeit erblicke sie in ihrer Entstehung aus dem Erscheinen und Sichtbar-

werden jenes Einen, als das Mittel, woran das Einzige das da ist sichtbar werde, und worin ihm ein Bild seiner selbst erbaut werde. Innerhalb dieses Bilderkreises trete das Unsichtbare unmittelbar heraus als freies und ursprüngliches Leben des Sehens oder als Willensentschluss eines vernünftigen Wesens, und dies erkennt wieder dass es nichts ist ausser dem Absoluten, dem einzig Wahren.

So ergibt sich als Fichtes Ueberzeugung: Gott ist und nur er ist; alles besteht und lebt durch ihn und in ihm; aber er geht nicht auf in der Erscheinung, er bewahrt in sich ein in sich ruhendes Leben, sein Sein selbst aber ist Thätigkeit, durch die er sich bestimmt und erfasst.

Diese vertiefte und erweiterte Auffassung bildet den Ausgangspunct für die 1811 in Berlin gehaltenen fünf Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten. Er bleibt dem Grundsatz getreu: „das Ideal in all seiner Schärfe, Klarheit und Bestimmtheit, und zwar so lebendig und begeistert als man kann hinzustellen, und das Streben der Menschen ihm gleichzukommen, wie es sich auch mit der Erreichung verhalte, anzufeuern — das ist das Einzige was Menschen für Menschen thun können, und das Höchste.“

Der Gelehrte ist ein Wissener. Das Wissen ist nicht blos, wie man gewöhnlich meint, die Abspiegung eines äussern Daseins, es ist auch praktisch, ein Sein begründend, ein Handeln fordernd und vorzeichnend. So entspricht ihm zunächst kein Gegenstand, noch wird es durch einen Gegenstand bestimmt, sondern es wird durch sich selbst gestaltend und wirkt fortbildend auf die Wirklichkeit. Wir wollen machen nicht was da ist, sondern was nicht ist, nach einem Begriff, nach einem Vorbild für das Sein. Darum wer von Handeln redet und die Apriorität des Wissens leugnet, der widerspricht sich selbst ins eigne Angesicht. „Ein praktisches Wissen ist also ein durch sich selbst bestimmtes, ein blosses Gesicht, wie die deutsche Sprache das griechische

Wort Idee trefflich ausdrückt, ein solches das selbst deutlich sich ankündigt als dasjenige dem die Realität nicht entspreche, das kein äusseres Dasein habe, sondern nur ein inneres, und das mit keinem ausser sich, sondern nur mit sich selbst übereinstimme: ein Gesicht also aus der übersinnlichen und geistigen Welt, die durch unser Handeln wirklich werden und in die Sinnenwelt eingeführt werden soll.“ Ein blos wiederholendes Wissen hat diesem werthvollen Wissen gegenüber keinen Werth. Der Gelehrte soll nicht blos das gegebene Sein wiederholen, sondern Gesichte sehen aus dem übersinnlichen Sein. Wer das Gegebene blos abspiegeln wollte, der gäbe sein eignes Wesen auf und erniedrigte es zum blossen Schatten von Erscheinungen. Das wahre Wissen ist durch sich selbst bestimmt; „es ist das Bild des innerlichen Seins und Lebens der Gottheit; denn Gott allein ist das wahrhaft Uebersinnliche und der eigentliche Gegenstand aller Gesichte.“ Als Bild Gottes wird das Wissen durch das Erscheinen Gottes in ihn getragen. Wer nicht in dies reine durch sich selbst bestimmte Wissen hineinkommt, der weiss in der That gar nicht. Die Sinnenwelt und ihre Abspiegelung ist nur ein Mittel der Erkennbarkeit der wahren Welt und soll dazu dienen, dass es zum Bilde Gottes im Erkennen komme. Das ewige Urbild Gottes, in sich unendlich, entwickelt sich in der Zeit, und ist Grund, Gesetz und Muster einer immerwährenden Fortbildung, die sich als solche anreihet an das vorher Gebildete; das Erscheinen Gottes ist ein ewiges Bilden, in dessen Strom neue Gesichte ihren Geist aus Gott, ihre bildliche und körperliche Gestaltung aus der Sinnenwelt entlehnen; sie sind also bedingt durch die vorhergehenden Darstellungen der Idee in der Erscheinung, und so sind Sinnenwelt und übersinnliche durchaus vereinigt und unabtrennbar, und bilden nun in dieser Vereinigung ein ewiges ganzes und wahres Wissen. Die übersinnliche Welt offenbart sich in immer neuen Gestalten, und darum muss

eine Sinnenwelt ihr immerdar gegenüberstehen, und diese Sinnenwelt wird ins Unendliche fortgebildet nach Gottes Bilde, und an sie, wie sie schon das Gepräge der übersinnlichen Welt trägt, fügt die neue Offenbarung sich an, und tritt aus der Unsichtbarkeit in eine neue sichtbare Gestalt, und tritt ein nur in ein solches Auge, das an dem Anblicke der erneuten Gestalt der Sinnenwelt schon verklärt ist. Das göttliche Bild ist aus sich selbst immerfort schöpferisch, und tritt hervor, damit die Welt nach ihm fortgebildet werde, und nur in diesem Zusammenhange des Seinsollenden mit dem Gewordenen besteht die Fortbildung der Welt und wird die übersinnliche als eine sich fortentwickelnde sichtbar. „Dies eben und dies allein ist der Zweck alles Daseins: dass Gott verklärt werde, dass sein Bild immerfort in neuer Klarheit heraustrete in die sichtbare Welt; nur in dieser Verklärung Gottes rückt die Welt weiter, und alles eigentlich Neue in ihr ist die Erscheinung des göttlichen Wesens in neuer Klarheit; ohne diese steht die Welt still und geschieht nichts Neues unter der Sonne. Und so wird denn der Wissener durch sein thätig gewordenes Wissen zur eigentlichen Lebenskraft in der Welt und zur Triebfeder der Fortsetzung der Schöpfung. Er ist der eigentliche Vereinigungspunct zwischen der übersinnlichen und der sinnlichen Welt, das Glied und Werkzeug, womit die erste in die andere eingreift.“ Die übersinnliche Welt wird indess allen Menschen angeboten und kann jedem erscheinen; ein von ihr beseeltes Gemüth heisst das religiöse. Es lebt in der Sinnenwelt und thut was auch der sinnliche Mensch thun könnte, aber es thut alles um Gottes willen, damit Gottes Wille geschehe. In wem aber ein neues Gesicht Gestalt gewinnt, der soll die Welt nicht lassen wie sie ist und sie tragen um Gottes willen, sondern er soll sie anders machen um Gottes Willen und bilden nach Gottes Bild. „Wahre wissenschaftliche Begeisterung geht entweder von der Religion aus oder sie führt

zu derselben hin.“ Der Gelehrte wie der Ungelehrte leben in der völligen Hingabe ihres Willens an Gott; sie wollen dass sein Wille geschehe; dieser wirkt in dem einen zur Erhaltung, im andern zur Fortbildung der Welt. Der Gelehrte bedarf der empirischen oder historischen Kenntniss der Welt, denn sonst kann er sie nicht organisch weiter bilden; erst durch die wirkliche Erfahrung kommt der Keim des Geistigen zu der klaren Gestalt, die ihm gestattet in die Wirklichkeit einzugreifen.

Von jeher sind neue Ideen nur Einzelnen offenbar geworden, die sie dann den Andern vermittelten. Anfänglich hat in der Menschheit ein Vernunftinstinct gewaltet, der sie die Worte der Seher verstehen und sich ihnen anschliessen liess; die Begeisterung der Propheten genügte als Zeugniß der Wahrheit; man hatte eine gemeinsame Anschauung der Idealwelt wie der Sinnenwelt. Und so entstanden die Religion, die Künste, durch welche die Menschheit der Naturkräfte mächtig wurde, die Ordnungen des gemeinschaftlichen Lebens. So musste es sein um einem zweiten Zeitalter es möglich zu machen, dass es mit Freiheit sich aus- und fortbilde. Was Fichte früher einem Urvolk zuschrieb, von welchem die Cultur sich verbreitet habe, das wird jetzt Sache der leitenden Vorsehung und der natürlichen Vernunftanlage. Aber unter dem Vernunftinstinct konnte die Welt nicht bleiben. „Das Menschengeschlecht ist bestimmt mit absoluter Freiheit in jedem Einzelnen zu allem selbst sich zu machen was es sein soll, und nichts in sich zu behalten das nicht sei Erzeugniß dieser Freiheit. Es soll geistig sein und zu dieser Geistigkeit sich selbst erheben.“ Darum zerriss das Band, das alle untereinander und an die übersinnliche Welt knüpfte, damit jeder den Eingang in diese selbst finde. So wie die Menschen fähig sind auf eigenen Füßen zu stehen, werden die begeisterten Seher nun Künstler und Dichter, welche die Gesichte nicht zur Verwirklichung, sondern einfach zur Anschauung,

zur Gemüthserhebung ausprägen; oder in so fern die Ideen einen wirklich hervorzubringenden Weltzustand fordern, werden die Seher zu Gelehrten, zur Gelehrtengemeinde. Wirkten die Gottbegeisterten früher wie Naturgewalt, so müssen sie sich jetzt an die klare Einsicht wenigstens der Mehrheit des Menschengeschlechts wenden. Sie wissen dass sie das absolute Soll für alle anschauen, sie können ihre göttliche Sendung nicht durch Wunder dardhunen, und es ist das gute Recht der Menschen, dass sie den Willen Gottes nicht wie etwas Fremdes erfahren, sondern sie wollen ihn vernehmen in sich selbst; sie wollen ihn selbst klar einsehen, an ihre Einsicht gilt es also sich zu wenden. Mit Zwang, mit Täuschung ist nichts mehr, ist auf die Dauer nichts auszurichten, Einsicht muss eingreifen in die Einsicht und so in das Leben. Immer wird die Aufgabe sein neue Gesichte dem Verständniss des Volks fasslich zu machen in einem zusammenhängenden Leben der Ersten und Letzten. Dazu müssen die Gelehrten Gelehrte erziehen, dazu die Volksbildung fortentwickelt werden. Dazu bedarf es der Gemeinde der Gelehrten. Sie sollen sich und das Volk einander entgegen erziehen zum Wechsel klarer Einsicht. Früher ergriff der Begeisterte unmittelbar die Umgebung; jetzt muss er durch die Vernunft, durch die Wissenschaft überzeugen. Da vermag der Einzelne allein gar wenig; seine Kraft und Eigenthümlichkeit einflössend durch das Ganze und wiederum sich fortbildend nach dem Ganzen ist er etwas.

„Schon die Trennung des Dichters vom wissenschaftlichen Menschen und insbesondere vom Philosophen beweiset, dass ein veränderter Weltzustand nun eingetreten ist und dass das Menschengeschlecht nach klarer Einsicht ringt“ — damit erkennt Fichte dass ein Weltalter des Geistes eingetreten ist, wie ich solches in meinem Buch über die Kunst und in der sittlichen Weltordnung dargethan; wie ich dort erörterte, dass auf das Naturideal des Alterthums, auf das Gemüthsideal

seit Buddha, Jesus und Muhammed nun das Ideal des Geistes in der Kunst dargestellt wird, so wie wir Natur, Gemüth und Geist als die drei Urmomente unseres eigenen Lebens betrachten. Waren früher Natureindrücke, war dann die Religion vorwaltend und bestimmend, so wird seit Cartesius und Newton die Wissenschaft zur tonangebenden Macht in der Menschheit. Dazu haben Kant und Fichte mit der Naturforschung hingeleitet, und in Lessing, Goethe, Schiller, Byron, Cornelius, Beethoven wird auch auf dem ästhetischen Gebiet in Wort, Bild und Ton die Kunst des Geistes offenbar.

Diese neue Periode der Weltgeschichte hat Fichte verstanden. Er sagt: „In der ersten Zeit strömte das Gesicht (das Ideale) durch die Fortpflanzung der Begeisterung, welche die Kluft zwischen ihm und dem wirklichen Leben ausfüllte, unmittelbar aus in That; in der neuen Zeit wendet es sich zunächst an die allgemeine klare Einsicht und beabsichtigt zuvörderst allgemeine Erleuchtung, und erst dieser zufolge die That. Es ist jetzt gleichsam eine neue Mittelwelt entstanden, eine Sinnewelt im Innern des Menschen, die Anschauung der gegebenen Welt, die jeder hat, und seine Begriffe von dem in ihr Begehrungswerthen; und diese neue Welt ist eingetreten zwischen der ewig sich gleichbleibenden übersinnlichen und zwischen der äussern Sinnewelt. Jetzt denken die Menschen zuvor, ehe sie handeln, sie überlegen und wählen, und durch dies alles wird ihr Handeln geleitet. Und so ist von nun an die erste Aufgabe die, die Weltanschauung eines jeden nach der übersinnlichen Ordnung der Dinge zu bilden, und diese zuerst einzuführen in sein Auge, von welchem aus sie leicht sich auch seiner Hand bemächtigen wird.“

Die Thätigkeit für die übersinnliche Weltordnung ist nun eine zweifache: einmal für Erleuchtung der Wissenden selbst und des Volks, dann für die Gestaltung der Lebensverhältnisse nach den auf dem Boden wirklicher Erfahrung

gereiften Einsichten. Diese, die Staatsverwaltung im höheren Sinne, soll die Gesellschaft erhalten und vervollkommen; sie macht die Gelehrtenbildung durch, und hat entweder selbst Gesichte oder verwirklicht solche als Organ des ihr inwohnenden Geistes. Doch sind beide Sphären gesondert. Denn was noch gelehrt werden muss als gefordert durch die übersinnliche Weltordnung ist zur Ausführung im Leben noch nicht reif, und was wirklich ausgeführt wird ist nicht mehr ein blosser Lehrsatz, es liegt offen vor allem Volk und wird Menschengeschichte. Indess auch der Lehrer führt ein wirksames Leben: er bildet die Denkart, durch welche der Wille erleuchtet wird; denen die das für unpraktisch halten ruft Fichte zu: „Wenn ihr und eure Thaten, die ihr allein für That wollt gelten lassen, längst vergessen sein werden, wird seine Lehre dastehen als That und als das lebendigste und kräftigste Sein.“

Die Gelehrtenbildung führt den Menschen ins Innere, und macht ihn auf dem Boden des innern Sinnes heimisch, indem sie das Denken und Wissen als freie Kunst üben lehrt, und gewohnt im Geistigen frei zu gestalten wird er den flüchtigen Blitz göttlicher Erleuchtung leicht fesseln um ihm Gestalt, Begriff und Wort zu geben; sie stellt den Gesichten einen festen Vorgrund hin, an dem sie sich brechen, abspiegeln und aufgefasst werden können. Desshalb ist sie nicht blos Gedächtnissache, sondern Bildung des innern Menschen das Leben zu sehen und zu verstehen; und sie sollte mit der Bildung für die schöne Kunst, zumal für die Poesie stets verbunden sein. Jeder Mensch soll einmal selbstständig werden und die Leitung seines Lebens selbst übernehmen; um so mehr soll es der Gelehrte, welcher ja die Führung der Menschheit übernehmen soll, — von diesem Gedanken aus fordert Fichte die akademische Freiheit, wenn die Zucht der Schule vorangegangen, die den Zögling vom Gemeinen fern gehalten und aufs Edle gerichtet hat. Der

Studierende soll zum Leben und Wirken in der Welt wie sie ist gebildet werden; er muss sie kennen lernen. Nach einigen harten Worten weist Fichte die Ansicht zurück, als solle der Jüngling in ungezügelter Sinnenslust das Leben geniessen; so werde er sich verderben; oder er solle austoben, da jedem ein Mass von Thorheit und Rohheit beschieden sei. Thorheit und Rohheit wachsen, wenn man sich ihnen überlässt; sie und Ausschweifungen verwüsten die Gesundheit des Leibes und die Seele. Sein eigener Erzieher soll der Jüngling sein, im innern Leben, in der Selbstentwicklung des Geistes Friede und Freude haben. Er erwirbt die Kenntniss der Welt, er übt den Verstand, und wenn er dann auch keine schöpferischen Ideen hat, kein freischaffender Künstler wird, so findet er im Anschluss an führende Geister seine Stelle im Leben; denn unsere Bestimmung ist Leben und Wirken.

Fichte fasst in der Schlussvorlesung seine Ideen zur Uebersicht zusammen: „Die Weltschöpfung aus Gott ist keineswegs vollendet und Gott zur Ruhe gebracht, sondern das Erschaffen geht immerwährend fort und er bleibt der Erschaffende; indem ja auch der unmittelbare Gegenstand seiner Schöpfung nicht ist eine träge und stehende Körperwelt, sondern das freie und ewig aus sich selbst quellende Leben. Die eigentlich wahre Welt, für welche allein eine Körperwelt ist, ist die geistige, das Leben und Denken der Menschen, aber als eine Welt, das ist als eines Ganzen und einer Gemeinde; denn der Einzelne ist nur im Ganzen und hat seine Beziehung auf dieses Ganze. Diese Welt ist es, welche Gott unmittelbar stets fortschafft nach seinem Bilde, indem er immer fortfährt sein Bild in ihr zu entwickeln zu neuer Klarheit. Diese geistige Fortschöpfung hebt unmittelbar an in einzelnen Puncten der Geisterwelt als geistiges Gesicht; in diesen Einzelnen durchaus sich selbst machend als Anschauung und dem Menschen keine Freiheit lassend

oder Selbständigkeit in dieser Angelegenheit des Gesichtes. Hierin ist der Mensch durchaus nichts durch sich selbst, sondern alles durch Gott. In diesem Puncte aber schliesst sich auch das unmittelbar göttliche Wirken, und von ihm aus bedient sich Gott der Freiheit und Selbständigkeit des Menschen um die Wirkung von dem einzelnen Punct aus, worin sie hervorbrach, fortzupflanzen auf das ganze Geschlecht. Die gesammte Geisterwelt als eins genommen ist frei, und darin besteht ihr eigentliches von dem Leben Gottes verschiedenes Leben. Sie liegt als frei zwischen einem doppelten Sein, zuvörderst demjenigen, welches in ihr unmittelbar wirkt, Gott, sodann demjenigen, welches sie selbst hervorbringen soll als das Nachbild jenes ersten Seins. Da wo das wirkliche Leben der gesammten Geisterwelt geworden ist zum vollständigen Abdruck jenes ersten in einzelnen Puncten offenbarten Seins, ist hervorgebracht das geforderte zweite Sein, — und die Fortschöpfung der Welt rein von Gott aus kann nun weiter schreiten. Es ist die eine Freiheit aller, der gesammten Gemeinde, durch welche das in einzelnen Puncten begonnene Bild Gottes verbreitet wird über alle. Es ist darum eine gemeinsame Freiheit des Ganzen, und die Freiheit der Einzelnen ist nicht abgesondert und beschränkt auf sich selbst, sondern jede Freiheit greift ein und wirkt auf die Freiheit der übrigen, und es ist zwischen der gemeinsamen Freiheit aller ein gemeinsames Band.“

„Ein Ich, das durch seine Selbstbestimmung zugleich alles Nicht-Ich bestimmt“ bezeichnet Fichte als Idee der Gottheit in jenem ersten Wort von seiner eignen Philosophie, das er 1792 in der Recension des Aenesidemus aussprach; „Gott als Realgrund der Gesamtheit der Einzelnen und das ideale Band aller“ war in einem Brief an Schelling der Ausdruck seiner Ueberzeugung im Sommer 1801. Beides stimmt zusammen mit der eben erwähnten Darstellung. Das Ich ist das sich selbst Setzende, Selbsterfassende. Alles

individuelle Dasein ist Gebilde, ist Aeusserung des Einen, Ewigen, Unendlichen, das in sich lebendig um anschaulich zu werden sich in eine Fülle der endlichen Ich unterscheidet, spaltet, weil nur innerhalb der individuellen Form Selbstbewusstsein und freies Handeln möglich ist. So lehrt er 1810 in den Thatfachen des Bewusstseins. In einem System des Naturmechanismus als dem ursprünglichen objectiven Sein fand er keine Stelle für Freiheit und Sittlichkeit, diese unmittelbar gewissen Erlebnisse. So erfasst er das Sein als sich selbstbestimmende Thätigkeit, und um nicht aus dem Todten das Lebendige hervorgehen zu lassen, sondern das Lebendige als das Erste und Ursprüngliche zu gewinnen war sein erster Gedanke: Das Ich, das Selbst, dies uns unleugbar Gewisse, ist das Sichselbstsetzende, Selbstschöpferische, und alles, alles Andere ist das in ihm von ihm Gebildete. Um sich als Ich selbst anzuschauen setzt es sich das Nicht-Ich entgegen, um es erkennend oder handelnd wieder in sich aufzunehmen oder nach sich zu bestimmen. So ist es das in sich unterschiedne und mit sich selbst zusammengeschlossene Eine. Fichte ging aus von sich selbst, dem individuellen Ich; in der ersten Darstellung der Wissenschaftslehre aber spielen das endliche und unendliche Ich ineinander, und entstand der Schein als ob er selbst alles in sich und durch sich hervorbringe und allein da sei. Dem setzte er selbst den Gedanken Gottes als der sittlichen Weltordnung, als des sich verwirklichenden Vernunftwillens entgegen, und bezeichnete nun als Leben und Liebe was er früher Ich genannt hatte. Alle Individuen sind in der einen grossen Einheit des reinen Geistes eingeschlossen — das war schon das letzte Wort der ersten Wissenschaftslehre; wenn er hinzufügt: diese Einheit, hergestellt auch durch den sittlichen Willen der Individuen, sei ein ewig unerreichbares Ideal, so musste er das Schiefe dieser Fassung selbst inne werden, da ja das wahrhaft Seiende dann niemals wirklich wäre; was er sagen wollte:

diese Einheit sei der fortwährende Process der Selbstverwirklichung, das bezeichnete er durch den Begriff der sittlichen Weltordnung. Das Ich als sich selbst bestimmende Thätigkeit war ihm das Seinsetzende. Es ist in der That das die Geistigkeit Setzende, in die Geistigkeit sich Einsetzende, durch Selbsterfassung sich als Selbst Hervorbringende; aber es kann dies doch nur sein, wenn es der Realgrund dieser Thätigkeit ist; wir müssen es als seiend voraussetzen, wenn es im Selbstbewusstsein seiner inne werden soll; nur dass ihm kein todttes ruhendes Sein vorausgeht, sondern dass sein Wesen eben sich selbstbestimmende Thätigkeit ist. Und demgemäss suchte Fichte auch den Begriff des Seins, des Absoluten, nicht als eines Objectiven, Gesetzten, Todten, sondern als Urquell des Lebens und der Thätigkeit zu gewinnen. Dieser Grund und Urquell war ihm nun das Göttliche, das in allem sich offenbart, zur Erscheinung kommt, seine Einheit in der Fülle der individuellen Geister entfaltet, in ihrer Anschauung und als Basis und Material ihres sittlichen Wirkens die Natur gestaltet und in den individuellen Geistern sich als Ich erfasst, seiner bewusst wird, und als das Band aller lebt, fortwährend im Einzelnen durch neue Offenbarungen, Ideen, Gesichte sich fortschöpferisch, weltfortbildend erweist.

Dass das ewig Eine um sich selbst anschaulich, seiner selbst inne zu werden sich zur Mannigfaltigkeit erschliesst und entfaltet, dass es nur in dieser Selbstunterscheidung sich als Selbst erfassen, als das schöpferische Eine von den vielen Gebilden unterscheiden kann, das scheint mir auch hier der bleibende Wahrheitskern. Aber dass Fichte es nur in den Einzelwesen, nicht in seiner Einheit selbstbewusst sein lässt, das war eine selbstgezogene Schranke, die ihn stets in ihrem Bann gehalten hat. Im Centrum seines Denkens und Wirkens, als er Gott als ordnendes Princip im Begriff der sittlichen Weltordnung erkannte, da sprach er die verhängniss-

vollen Worte: „was nennt ihr denn Persönlichkeit und Bewusstsein? Doch wohl dasjenige was ihr in euch selbst gefunden, an euch selber kennen gelernt und mit diesem Namen bezeichnet habt? Dass ihr dieses aber ohne Beschränkung und Endlichkeit schlechthin nicht denkt, kann euch die geringste Aufmerksamkeit auf eure Construction dieses Begriffes lehren. Ihr macht sonach dieses Wesen durch die Beilegung eures Prädicats zu einem endlichen, zu einem Wesen eures Gleichen, und ihr habt nicht, wie ihr wolltet, Gott gedacht, sondern nur euch selbst im Denken vervielfältigt.“ Und so behauptete er in der gerichtlichen Vertheidigung gegen die Anklage des Atheismus: dass jede Bestimmung eine Beschränkung sei; er habe gesagt: ein ausserweltlicher Gott werde damit zu einem endlichen Wesen (und dies ist vollkommen richtig); er werde es, wenn man den Begriff von unserm eigenen begreiflichen Bewusstsein auf ihn anwende, da derselbe nothwendig Schranken bei sich führt. In dieser Rücksicht habe er das Selbstbewusstsein Gottes gelehnet; der Materie nach sei Gott Intelligenz, geistiges Leben und Thätigkeit. Seitdem ist vielfach behauptet worden: Absolutheit, Unendlichkeit und Selbstbewusstsein seien einander ausschliessende Begriffe; unser selbst würden wir nur in der Unterscheidung von Andern bewusst, das Unendliche aber habe nichts Anderes ausser ihm. Ich antworte darauf: Auch wir unterscheiden uns nicht von einem Andern ausser uns, sondern von den Empfindungen, Anschauungen, Vorstellungen, Trieben in uns, indem wir uns als das wirkende und allgemeine Eine in ihrer Mannigfaltigkeit erfassen. Aus unserer Innenwelt erschliessen wir erst eine Aussenwelt; das haben ja Kant und Fichte gelehrt, und wir kommen zur Absurdität des Solipsismus, wir können unsere Innenwelt nicht erklären ohne die Realität einer Aussenwelt; wir können uns als endlich nicht erfassen ohne den Begriff des Unendlichen hervorzubilden, in den wir erstehen und bestehen. Das Un-

endliche aber hat nichts ausser ihm, alles ist in ihm; der Unendliche, Gott, ist der allein wahrhaft Seiende, und als der sich selbst Bestimmende, als Geist sich selbst Setzende ist er Selbst, der Vernunftwille, der da weiss was er will, der in allem sich selbst Anschauende. Das Selbstbewusstsein von ihm ausschliessen heisst gerade ihn begrenzen, beschränken, zum blossen Object unseres Denkens machen, verendlichen. Das Fürsichsein, das Beisichselbstsein ist ja keine Schranke des Seins, sondern die Vollendung des Seins. Wäre Gott nicht Subject, so wäre er nicht Geist. Aber als Geist ist er der stets sich Personificirende, kein ruhendes todttes Sein, sondern Leben und Thätigkeit, wie Fichte wollte. Wenn er hinzusetzt: Gott ist Liebe und Seligkeit, so sagt er damit: sich fühlende Wesenheit, Subjectivität, Träger des Denkens und Wollens, das in den endlichen Geistern aus ihm quillt, weil er eben Denken und Wollen, das heisst der Denkende und Wollende ist. So ist auch unser Geist, das Ich nicht neben dem Leibe, nicht neben den Vorstellungen und Empfindungen, sondern zugleich in und über ihnen, nicht aufgelöst in ihre Besonderheiten, sondern die sich mittels ihrer selbst erfassende Einheit. Streng genommen hat ja Fichte das sich selbst und alles in sich setzende Ich als das göttliche in der Wissenschaftslehre dargethan, indem er von der Thatsache des Selbstbewusstseins ausging, sie als Thathandlung begriff, und alles das als wirklich entwickelte was denknothwendige Bedingung oder Voraussetzung des Selbstbewusstseins ist; und nicht die zum All entfaltete Innenwelt des unendlichen Einen, sondern die Realität der Aussenwelt des endlichen Bewusstseins bedurfte der Erklärung, und wurde geglaubt um der Gewissheit des sittlichen Denkens und Handelns willen, das ohne sie nicht möglich wäre und doch wirklich ist. Aber sein Lebenlang war und blieb ihm das Göttliche Intelligenz und Wille, geistige sich selbstbestimmende Thätigkeit, die mittels ihrer Gebilde, der indi-

viduellen Geister, aber nur in ihnen zur Selbsterscheinung, zum Selbstbewusstsein komme, zwar das Einheitsband, aber nicht die ihrer selbst innerwerdende für sich seiende Einheit sei. Als er Gott den Realgrund der Geisterwelt nannte, war ihm das (wie er später sagte) Ueberseiende, Urreale oder das Wesen der Thätigkeit noch nicht klar, und die endlichen Geister waren nur Gebilde des ewigen Denkens und Wollens ohne einen Wesenkern eigener Realität. Nun kann aber auch das endliche Ich gar nicht Gebilde sein, denn sein Begriff ist ja nach Fichtes eigener genialer Anschauung durchaus Selbstbildung; das Selbst kann nichts Gottgeschaffenes sein, denn es ist Selbst nur indem es als solches sich selber setzt. Nicht blos Gott, auch der Mensch ist, mit Jakob Böhme zu reden, seiner selbst Macher. Und so werden wir sagen: dass denknothwendig die von Fichte angenommene Urvernunft, die zugleich Urwille, Thätigkeit ist, in ihrer sich selbst bestimmenden, sich selbst verwirklichenden, zum Selbst gestaltenden Wirksamkeit das eigne ursprüngliche Wesen, das wir als Quell der Thätigkeit Urkraft nennen wollen, zu einem System von Kräften unterscheidet und zugleich in sich geeinigt hält, und dass solche zur Freiheit und Geistigkeit, zur Ichheit berufene, bestimmte lebendige Kräfte mit der gottverliehenen Fähigkeit, dem gottgegebenen Vermögen durch eigne Willensthat sich selbst erfassen, und so durch Selbstbestimmung ihre Bestimmung erreichen. Nur auf diese Weise können sie frei sein; Freiheit ist Selbstbestimmung. In dieser Erhebung zum Selbst, in dieser Selbsterfassung unterscheiden sie sich von allem andern, auch von ihrem göttlichen Lebensgrunde und seiner Unendlichkeit, indem sie sich als endliches Ich und doch als Mittelpunkt des Universums setzen. Und hier liegt die Gefahr, dass die Unterscheidung in der Subjectivität zur Abscheidung wird, dass das endliche Ich für sich allein sein will, sich allen andern entgegenstellt, selbstsüchtig und damit

böse wird. So sehr Fichte die Schlechtigkeit der gemeinen Welt betont, die Möglichkeit und subjective Wirklichkeit des Bösen innerhalb der sittlichen Weltordnung, innerhalb des göttlichen allwaltenden Vernunftwillens hat er niemals klar gemacht, wie er sie auch als Bedingung für das Gute in unserer Gesinnung, in unserem Handeln voraussetzte. Die Nothwendigkeit einer Urrealität, die er im unendlichen Denken und Wollen erkannte, die nichts anders zu sein braucht als die Möglichkeit und das Vermögen seiner Bethätigung, sie ist als ein Wesenkern ebenso denknothwendig für das endliche Ich: es muss real sein um durch eigne That für sich ideal werden zu können, die Ichheit in sich selbst hervorzubilden. Es ist Ich nur insofern es sich als solches erfasst und bestimmt, sein Sichselbstsetzen ist sein Sein als Selbst; aber es muss sein um sich zur Subjectivität zu erheben, das Licht des Bewusstseins in sich zu entzünden. Fichte hat so etwas gewollt und im Sinne gehabt. „Der Einzelne soll sich zu allem dem mit Freiheit machen was seine Bestimmung ist, er soll sich selbst zur Geistigkeit erheben;“ das ist sein eigenes Bekenntniss; wie er ebenso gewiss auch für das Unendliche das Fürsichsein, das Selbstsein in der ursprünglichen Fassung des Ich aussprach. Wenn er in den Berliner Vorlesungen seine Weltanschauung zusammenfassend sagt: Gott schafft die Geisterwelt in immerwährender Fortbildung nach seinem Bilde, und offenbart sich in den Gesichtern einzelner Geister, und hinzufügt: diese Erleuchtung sei Gottes That, der Mensch thue hier nichts, — so schliesst er damit Gottes unmittelbares Wirken, und lässt ihn sich nun der Freiheit und Selbständigkeit der Menschen bedienen um die Wirkung von dem einzelnen Punct aus fortzupflanzen auf das ganze Geschlecht. In der Freiheit der Geisterwelt findet er hier ihr eignes von dem Leben Gottes verschiedenes Leben. Also sind die Geister doch nicht blos Gebilde, sondern sich selbst bildende Persönlichkeiten, die in ihrer Selbsterfassung sich

von Gott unterscheiden, in ihrem Willen auch von seinem Willen sich ablösen und selbstsüchtig werden können. So sollen auch die Seher das Bild Gottes, das sich in ihnen begeisternd entwickelt, als neues Gesicht ausbilden zur Verständlichkeit für das Volk, und darin liegt schon die selbstthätige Verstandeskunst in der Bearbeitung des Stoffes. Und wenn Fichte sagte: der in der Wissenschaft Gebildete werde, geübt in seinem Gebiete fortzugestalten, den flüchtigen Blitz der Erleuchtung leicht fesseln und ihm Gestalt, Begriff und Wort zu geben wissen, so nimmt er damit das offenbarende Gesicht selbst als einen Impuls von innen, als eine Anregung, die der Mensch selbst erst in Worte zu fassen und auszubilden hat. Da wird der Mensch wieder selbstkräftig wirkendes Organ der Gottheit, und wird die Erleuchtung richtig als ein Mächtigwerden des allgemeinen Geistes im endlich individuellen verstanden, eine Offenbarung, die aber ihr Gepräge durch die Persönlichkeit des Sehers, Dichters, Denkers empfängt. Soll nun der Gesichte verleihende Gott sie nicht selbst, sondern nur mit dem Auge des begnadeten Sehers anschauen? Und wenn die Selbstsucht nur überwunden werden kann, weil wir doch nur Glieder eines höhern Organismus sind, dessen Wesen in uns waltet, soll der ewige Wille der Liebe, dessen wir selbst liebend inne werden, nicht auch an sich selber Gefühl der Seligkeit sein, wie das Fichte ausdrücklich betont? Er kann es nur als Ich, als Subjectivität. Ich habe auf ein Zusammenwirken göttlicher und menschlicher Thätigkeit bei allem Grossen in der Weltgeschichte in meinem Buch über die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung hingewiesen, ich habe in der Aesthetik die Begeisterung und Eingebung, von der die herrlichsten Dichter alter und neuer Zeit reden, in ihrer Wirklichkeit und Wahrheit zu verstehen gesucht; ich freue mich der ganz verwandten Auffassung bei Fichte, aber ich kann diese Einsicht nur auf die Voraussetzung gründen, dass der

göttliche wie der menschliche Geist beide selbstbewusste Subjectivität sind, dass wie der endliche sich im unendlichen und der unendliche sich im endlichen erkennt, jeder auch sein Fürsichsein hat, der göttliche in allem und zugleich über allem bei sich selbst ist, das sich durch seine Offenbarung selbstbestimmende, selbsterfassende Ich.
